

Kuchenränder

Kapitel 2 – Radebeul

Auszug aus den Akten der Jugendhilfe in Pirna:

Beschluss über die Aufhebung der Familienerziehung und Einweisung ins Kinderheim vom 12.02.1969

Die.....vom 16.10.1968 angeordnete Familienerziehung wird aufgehoben. Die Pflegschaft wird von Amts wegen weitergeführt.

Begründung: Frau M. Hoffmann, die bisher die Andrea B in Familienerziehung hatte, erklärte am 9.1.69 mündlich zu Protokoll, dass die weitere Erziehung und Betreuung des Kindes in ihrem Haushalt nicht mehr möglich ist auf Grund von Anpassungsschwierigkeiten seitens Andrea und gesundheitlichen Gründen der Frau Hoffmann. Andrea wurde am 3.2.69 in das Kinderheim "Lotte Rotholz" nach Radebeul eingewiesen. Für Andrea B besteht somit die Möglichkeit, mit ihren in Radebeul wohnhaften Verwandten Verbindung zu halten.

...

Mutter Bollack nahm mich ein letztes Mal in ihre lieben Arme, Vater Bollack streichelte mir zum Abschied über den Kopf, Georg schnappte sich meinen kleinen braunen Koffer und Moni nahm mich an die Hand. Ich hielt meine Lisa ganz fest im Arm, meinen Ranzen mit all meinen Schulsachen hatte ich auf dem Rücken. Erst ging es mit dem Bus bis zum Bahnhof in Pirna, dann mit dem Zug nach Dresden. Ich war so furchtbar aufgeregt! So einen großen Bahnhof wie in Pirna hatte ich noch nie gesehen, der hatte sogar 4 Bahnsteige! Und in einem Doppelstockzug war ich schon gar noch nie nicht gefahren. Natürlich mussten wir oben sitzen und ich durfte ans Fenster. Von hier oben sah alles ganz anders aus, was an uns vorbei huschte. Moni erzählte mir, dass wir in Dresden sogar mit der Straßenbahn fahren würden. Ich wusste, dass das so was ähnliches wie ein Zug ist, einer, der mitten auf der Straße fährt, aber gesehen hatte ich das auch noch nie und vorstellen konnte ich mir das schon gar nicht. An das Ziel unserer Reise dachte ich in diesen Momenten gar nicht. Mir kam die Fahrt im Doppelstockzug ewig vor, dabei dauerte sie kaum länger als eine halbe Stunde.

In Dresden auf dem Hauptbahnhof drückte ich mich ängstlich an meine Schwester und meine Puppe Lisa noch fester an mich. So groß war alles und so viele Menschen waren da wie ich noch nie gesehen hatte. Nachdem wir durch die große Bahnhofshalle gelaufen waren und aus dem großen Tor heraus ins Licht kamen, blieb ich wie angewurzelt stehen. Riesige Plätze, Millionen Autos und Milliarden von Menschen, so schien es mir, wuselten durcheinander. Das erstaunlichste aber waren die Häuser! Sie ragten bis hoch in den Himmel hinein und ich musste meinen Kopf weit in den Nacken legen, um bis nach oben sehen zu können. Da merkte ich auch, wie laut es um mich herum war. Es tutete und klingelte, brummte und murmelte, es quietschte und es war unbeschreiblich. Fast hätte ich Angst bekommen, da sah ich sie: die Straßenbahn. Gelb und lang und mit ganz vielen Glasfenstern, aus denen die Leute schauten. Sie rumpelte quietschend um die Kurve und Moni zog mich mit sich zur Haltestelle gegenüber. Gerade schafften wir es noch, sie schuppste mich hinein in den Waggon und da fuhr das Ding auch schon los. Alle Sitzplätze waren besetzt und weil wir im letzten Wagen waren gingen wir bis hinten durch. Da standen wir und ich konnte erst mal Luft schnappen. Georg holte seine Brieftasche aus der Brusttasche seiner Jacke und nahm Kleingeld heraus. Das lies er oben in das Loch eines Apparates fallen, der neben der Tür hing. An der Seite des Gerätes war ein langer Hebel, den zog er dreimal und jedes mal sah ich durch eine kleine Glasscheibe die Geldstücke ein Stück tiefer im Inneren rutschen. Dafür kam an der

anderen Seite immer ein kleiner Zettel heraus, den man abreißen musste. Das waren unsere Fahrscheine. Andere Leute machten es ebenso und ich beobachtete fasziniert, wie das Ding 10-Pfennig-Stücke verschlang und dafür kleine Zettel ausspuckte.

Ich merkte gar nicht, durch welche aufregende Stadt wir fuhren, bis Moni mich auf Hochhäuser und große breite Straßen aufmerksam machte. Das war ja zum Verrückt werden, das hier ist ja viel größer als Pirna! Alleine die Straßen, wie sollte man da jemals drüber kommen? Zum Glück entdeckte ich Ampeln, die kannte ich aus Pirna, da gab es auch eine und in der Schule hatten wir schon darüber gesprochen. Wunderschöne alte Gebäude sah ich, und viele Ruinen, wo einst Könige gewohnt hatten und Kirchen, deren Spitzen fast in den Wolken verschwanden, so schien mir. Dann ein vertrautes Bild, die Elbe. Und ich dachte daran, dass Mutti immer so gerne mit dem Dampfer gefahren war und wurde wieder traurig. Da fiel mir auch ein, wohin wir gerade fuhren und mir wurde ganz übel vor Angst. Ich wollte doch keine Angst haben, große Mädchen weinen nicht! Doch was mache ich mit der Angst, ehe die immer schlimmer wird? Mir kam die rettende Lösung, ich schluckte sie einfach herunter! Einmal, zweimal, dreimal geschluckt, und es ging mir schon viel besser. Nur der Klos im Hals störte ein wenig.

Die Fahrt mit der Straßenbahn wurde doch noch sehr lang. Zum Glück wurden bald Plätze frei und wir konnten uns hin setzen. Die Holzbänke waren zwar hart und die Bahn ruckelte dauernd, es quietschte laut wenn wir um Kurven fuhren, aber ich war froh zu sitzen. Irgendwann wurden die Straßen wieder ein klein wenig enger und die Häuser niedriger. Moni sagte, bald sind wir in Radebeul und wir müssen aufpassen, dass wir die richtige Haltestelle nicht verpassen. Die nächste könnte es schon sein, mal sehen. Aber sie war es noch nicht und die darauf folgende auch nicht. Als dann die richtige kam mussten wir so schnell aussteigen wie wir eingestiegen waren, beinahe wäre es zu spät gewesen.

Gegenüber der Haltestelle war ein kleiner Bahnhof und ich wunderte mich über die schmalen Eisenbahnschienen. Das ist eine Schmalspurbahn, die hier fährt, klärte mich Moni auf. Ich wollte die gerne sehen, aber es kam keine und wir mussten weiter, Moni und Georg mussten ja wieder zurück nach Pirna. Die Straße war schon die Richtige zum Glück, an dieser Straße sollte das Kinderheim sein. Konnte also nicht weit sein. Ja denkste! Endlos lang zog sich die schmale Straße, sie nahm und nahm kein Ende. Gärten und Häuser, kleine Kreuzungen, Mauern und dahinter noch mehr Gärten und Häuser und kein Kinderheim in Sicht. Meine Beine taten weh, der Ranzen auf dem Rücken drückte fürchterlich und ich konnte nicht mehr. Immer wieder fragte ich, wie weit es noch ist. Meine Schwester wurde langsam ungeduldig mit mir und ihr täten die Beine genauso weh und sie darf gar nicht an den Rückweg denken und ich sollte still sein. Aber ich wollte nicht mehr. Der Ranzen auf meinem Rücken drückte, so weit hatte ich ihn noch nie tragen müssen. Auch wenn ich keine Schulbücher mehr besaß, die ganzen Hefte und Stifte und Malsachen waren doch sehr schwer.

Fast hätte ich wieder geweint, aber da fiel mir ein, dass Schlucken hilft. Und das tat ich wieder. Und eigentlich wollte ich ja auch gar nicht ankommen. In diesem Heim, in dem ich nun wohnen sollte. Wieder hatte mich niemand gefragt, ob ich das überhaupt wollte, und ich hatte kaum Vorstellungen davon, was ein Kinderheim überhaupt ist. Auch das hatte mir niemand gesagt. So war der lange Weg in allerlei Hinsicht ganz schwer für mich.

Hier fuhr nur ganz selten ein Auto, rechts die Berge standen voll verschneiter Weinreben und es sah komisch aus, wie kreuz und quer die Weinfelder auf den Bergen angeordnet waren. Gar nicht so gerade und ordentlich wie ich die Felder rund um mein Dorf kannte. Es war noch immer Vormittag und es lag Schnee Anfang Februar. Meine Füße wurden feucht, die Sohlen waren nicht ganz dicht und Schneewasser drang in die Schuhe ein. Meine Beine wurden immer schwerer. Irgendwann aber standen wir endlich scheinbar am Ende der langen Straße. Hinter einer großen Mauer ein gelbes, wunderschön anzusehendes Haus mit kleinen Erkern, Türmchen und großen und kleinen Fenstern und einer großen grünen Haustür. Am Tor war ein Schild befestigt auf dem konnte man lesen: Kinderheim der Jugendhilfe „Lotte Rotholz“, Augustusweg 105. Und hinter dem wunderschönen Haus sah ich einen Wald. Da waren wir also doch noch angekommen. An der Haustür klingelten wir und bald machte eine Frau die Tür auf. Sie hatte eine Brille auf der Nase, einen Haarknoten im Nacken und war nicht mehr ganz jung. Aber sie sah

nett aus und begrüßte uns. Ich brachte kein Wort heraus, so sehr war ich mit schlucken beschäftigt. Hinter der Tür war ein kleiner quer liegender Flur und gegenüber eine große Glastür. Ging man da hindurch, stand man in einer ziemlich großen Halle. Die Wände waren mit dunkelbraunem Holz verkleidet und links führte eine riesige geschwungene Treppe ins Obergeschoss. Unten befanden sich 4 weitere Türen. Eine links an der Wand, eine rechts und zwei gegenüber. Die Frau führte uns in den Raum hinter der zweiten Tür in der Mitte. Ein großer Raum war da mit 5 viereckigen Tischen und jeweils 4 Holzstühlen daran, an den Wänden Regale und Schränke und unter dem linken großen Fenster gegenüber stand ein Schreibtisch mit einem bequemen Sessel dahinter.

„Ja also, ich bin die Frau Müller und ab heute deine Erzieherin. Gib mir erst mal deine Puppe die setzen wir hier oben aufs Regal, die brauchst du jetzt nicht.“ Mit diesen Worten nahm sie mir meine Lisa aus dem Arm, setzte sie hoch oben über meinen Kopf aufs Regal und ich konnte sie nur noch von unten ansehen. Schluck.

„Hier gehört dein Ranzen ab jetzt hin und daneben ist ein Fach für Deine Schulsachen.“ Sie nahm mir meinen Ranzen ab und verstaute ihn in einem der Schränke.

„Und das hier ist unser Gruppenzimmer wo wir Hausaufgaben machen und spielen und uns aufhalten. Das ist wie die Stube bei dir zu hause.“ Na, unsere Stube sah aber ganz anders aus und viel gemütlicher war die und außerdem war Mutti da. Ich schluckte schon wieder. Sicher wird Mutti mich bald abholen, die brauchen sich gar nicht erst einbilden, dass ich lange hier bleiben werde. Vorsichtshalber sagte ich aber nichts davon, das sollte mein Geheimnis bleiben. Nicht mal Moni erzählte ich davon, keinem. Nur ganz fest daran glauben muss ich, dann wird Mutti bald kommen! Bestimmt, ganz bestimmt!

„So, jetzt zeige ich Euch das Heim, damit du weißt, wo alles ist.“ sagte Frau Müller und führte uns durchs Heim. Rechts neben dem Gruppenzimmer war ein riesiger Speisesaal, dessen hintere Wand eigentlich gar keine Wand, sondern ein riesiges Fenster aus buntem Glas war, das sich im Halbkreis nach außen wölbte. Auch hier standen viereckige Tische mit Stühlen, aber viel mehr als im Gruppenraum. Links und rechts an der Wand und vor dem Fenster waren die aufgestellt. Hinten links gab es eine Tür, die hatte in der oberen Hälfte ein großes Loch und dahinter war die Küche. Eine Küchenfrau schaute heraus und fragte mich, was ich am Liebsten esse.

„Hefeklöße mit Heidelbeeren“ sagte ich.

„Na, das gibt es bei uns nicht, aber unser Essen wird dir bestimmt gut schmecken. Heute gibt es Möhre Eintopf, magst du den?“ Und sie zwinkerte mir lustig zu.

Ich nickte vorsichtshalber, die Frau hätte auch Hühnerkacke sagen können, so eingeschüchtert war ich. Dann ging die Führung weiter. Links neben dem Gruppenraum war das Fernsehzimmer, da standen viele Stühle nebeneinander wie im Kino, unterm Fenster ein kleines Regal mit einem Fernseher drauf. In der Ecke ein Klavier. Ich dachte an Vati und das zerhackte Klavier zu hause und wo der Vati jetzt wohl sein mag? Schluck.

Neben dem Fernsehzimmer noch ein Gruppenraum, der war für die große Gruppe. Da wohnten die älteren Kinder ab der 5. Klasse drin. Die Treppe hoch war auf halber Höhe ein Treppenabsatz, rechts davon ein kleines Zimmer, das Krankenzimmer. Da sind immer die kranken Kinder, sagte Frau Müller, nur heute ist niemand krank und das Zimmer gerade leer. Daneben ein kleines Zimmer, wie ein Dreieck sah das aus, das Schlafzimmer für die großen Mädchen. Noch ein Stück die Treppe hoch befand sich die Tür zu einem Klo. Dann drei Stufen weiter noch eine Tür, da ist der Fuchsbau, gab Frau Müller Auskunft. Der Fuchsbau bestand aus 3 hintereinander liegenden Zimmern mit Doppelstockbetten drin.

„Hier schlafen die großen Jungen,“ sagte Frau Müller. Noch drei Stufen weiter war die Treppe zu Ende und eine große Galerie mit Geländer, damit man nicht nach unten in die Halle fallen konnte, war rechts an der Seite. Die erste Tür führte zum Büro des Heimleiters. Dann kommt das Erzieherzimmer, da wird genau wie beim Heimleiter immer artig angeklopft und gewartet, bis jemand „Herein“ ruft. Dann betraten wir einen großen Raum mit drei Reihen Betten, jeweils 4 nebeneinander mit sehr schmalen Gängen dazwischen. Irgendwie roch es stark nach Pipi. In einem Bett war die Matratze hoch gestellt am Fußende.

„Ja, hier ist der Schlafrum für die kleinen Mädchen und da ist dein Bett.“ Mittendrin in der zweiten Reihe das zweite Bett sollte also in Zukunft meins sein. Die Betten waren aus

weißem Metall und weiß bezogen und sonst war gar nichts in dem Raum. Ich nahm das zur Kenntnis und war kaum noch aufnahmefähig, so viel hatte ich schon erlebt an diesem Tag, dabei war es noch nicht mal Mittag.

Neben meinem Schlafraum war noch ein Schlafraum, noch größer als meiner und da schliefen die Jungen aus der kleinen Gruppe, also die aus meiner Gruppe. „Die kleine Gruppe“, das war die Bezeichnung für die Gruppe der Kinder aus den Schuljahren 1 bis 4. Dann blieben wir vor dem Heimleiterzimmer stehen und Frau Müller klopfte an. Nach dem „Herein“ von drinnen öffnete sie die Tür und da saß hinter einem großen Schreibtisch ein Mann. Der hatte schwarze Haare und einen blauen Pullover an und bat uns, in der Sitzgruppe, die links in der Ecke stand, Platz zu nehmen. Auch er begrüßte uns und fragte mich nach meinem Namen und sagte:

„Da bist du nun also und das hier wird ab jetzt dein zu Hause sein. Ich habe gehört dass du eine sehr gute Schülerin bist und dass du prima singen kannst. Das können wir gut gebrauchen denn wir singen auch viel und gerne. Du wirst sehen dass es dir bei uns bestimmt gut gefallen wird. Hier sind viele Kinder die keine Eltern mehr haben (*wieso, ich hab doch welche*) und jetzt mal ein paar wichtige Dinge. Den Tagesablauf wirste schon mit bekommen, die anderen Kinder sagen dir schon wann was zu tun ist. Hast du eine Zahnbürste dabei? Ich zuckte mit den Schultern, meine Sachen hatte ich ja nicht selbst gepackt. Verlegen antwortete meine Schwester, dass wir die wohl heute morgen in der Eile vergessen haben. Macht nichts. Herr Schramm, so hieß der Heimleiter, machte eine Schranktür auf und holte einen Schuhkarton heraus. Drinnen waren lauter Zahnbürsten, die nicht mehr ganz neu waren. Manche hatten nur noch wenige Borsten und anderen sah man den vielen Gebrauch an den abgenutzten Griffen an. Er angelte eine heraus, die ihm wohl noch ganz manierlich schien.

„Da kommt jetzt deine Nummer drauf,“ sprach und schlug sich mit der Hand leicht an den Kopf. „Du hast ja noch gar keine Nummer.“ Eine Nummer? Ich musste wohl ziemlich dämlich aus der Wäsche geschaut haben.

„Wozu du eine Nummer brauchst? Das ist ganz einfach, auf alle deine Sachen, egal, was es ist, kommt deine Nummer drauf, damit man immer weiß, wem die Sachen gehören. Und du bekommst du Nummer 34.“

Aha, ich hatte jetzt also eine eigene Nummer. Die 34. Auch gut. Herr Schramm nahm ein kleines Stück Papier, schrieb die Nummer 34 drauf und klebte sie mit Leim aus einer Tube auf den Griff der Zahnbürste. Dann noch eine Nummer 34 auf einen Zahnputzbecher, der kam auch aus dem Schrank und war blau. Und dann noch eine 34 auf eine gelbe Brotbüchse. Auf die sollte ich besonders gut aufpassen, denn die würde jeden Tag mit Schulbrot gefüllt werden in der Küche. Ich müsste die nur mittags nach der Schule beim Mittagessen abgeben und am nächsten morgen würde ich sie wieder bekommen mit leckeren Wurst- oder Käseschnitten. Wenn die Brotbüchse weg käme dann hätte ich allerdings Pech gehabt, denn eine neue gibt's erst wieder wenn ein neues Schuljahr anfängt und so lange gibt's dann keine Schulbrote. Das merkte ich mir, denn ich hatte gerne belegte Brote in der Schule, die hatte Mutti mir auch immer mit gegeben. Schluck.

Dann war es soweit, Moni und Georg mussten los. Sie versprach mir, mich sehr bald zu besuchen und ich sollte nicht traurig sein. Ich war viel zu erschlagen von all dem Neuen und schluckte ein paar Tränen herunter, als sie mit Georg aus der großen Tür unten in der Halle ging.

Dann ging Frau Müller mit mir nach oben durch eine Tür neben dem Jungenschlafraum und dahinter eine kleine schmale Holzsteige rauf und wir standen auf dem Dachboden. Mitten auf dem Boden stand ein riesiger Tisch, an den Wänden waren drei Türen und dazwischen lauter Schränke. Eine Tür stand offen und da saß eine alte Frau an einer Nähmaschine und die ratterte wie zu Hause bei uns in der Diele. Der Klos in meinem Hals lies sich nur schwer herunter schlucken. Eine andere Frau in Kittelschürze stand an einem Bügelbrett.

Die Oma an der Nähmaschine lächelte mich freundlich an und schüttelte meine Hand. „Ich bin die Frau Bergmann und das dort ist Frau Anders aber die ist nicht anders die ist genau so wie ich auch eine alte Oma und wenn du mal was kaputt hast an deinen Sachen dann kommst zu uns und wir helfen dir. Deine Sachen kannst auch gleich hier lassen

wir kümmern uns schon drum.“ Frau Müller hatte meinen Koffer mit nach oben gebracht. „Und wer bist du?“ fragte Frau Bergmann.

„Andrea B.“ antwortet ich und mir gefiel die alte Frau und die Frau Anders auch obwohl die noch kein Wort gesagt hatte.

„Hier bei uns bekommste auch jeden Freitag frische Sachen und die alten gibste dann ab und die werden dann gewaschen.“ Soweit so gut.

Dann sollte ich mich ausziehen, ganz. Die drei Frauen standen um mich herum und schauten zu, wie ich ein Teil nach dem anderen ganz langsam auszog und auf den riesigen Tisch legte. Noch nie hatte ich mich vor so fremden und so neugierig schauenden Augen ausziehen müssen und ich schämte mich schrecklich. Als ich ganz nackt auf dem kalten Dachboden stand langte Frau Bergmann in eines der Regale und holte ein Unterhemd heraus und eine Unterhose mit ziemlich ausgeleiertem Gummi und komischen kurzen Beinen dran, eine wollene und an den Knien gestopfte graue Strumpfhose und ein grau-grün kariertes Kleid. Das sollte ich nun alles anziehen. Wieso das denn fragte ich, ich habe doch meine Sachen alle mit ich brauche keine fremden Kleider und auch keine ausgeleierten Unterhosen. Meine Mutti hatte immer sehr darauf geachtet, dass meine Kleidung sehr ordentlich war und sie hätte es nie zugelassen, dass ich so komische Schlüpfen und so ein hässliches Kleid anziehen musste. Aber es half nichts, wenn ich nicht weiter nackt bleiben wollte musste ich die Sachen anziehen, denn meine, die ich ja am Morgen erst frisch und sauber bekommen hatte, waren schon in der Nähstube verschwunden. Das grau-grüne Kleid fühlte sich rau an und fremd so wie alles hier und ich fühlte mich einsam wie noch nie zuvor in meinem Leben. Nun hatte ich nichts mehr, was mich noch mit dem Davor verband, nur meine Gedanken und die schwirrten wie wild durch meinen Kopf. Nur dass meine Mutti ganz bald kommen und mich abholen würde, das hielt ich ganz fest! An meinen Vati durfte ich ja nicht denken. Der war ja böse und schlecht, hatte Moni mir gesagt. Und Moni war da, und mein Vati nicht. Also hatte sie sicher Recht.

Anschließend gingen wir wieder herunter ins Erdgeschoss und Frau Müller zeigte mir noch den Waschraum, der am Ende des langen Flures vor der großen Glastür lag. Der Raum war weiß gekachelte und in der Mitte hatte er eine hohe Trennwand. Da waren links und rechts Waschbecken angehängt und an den Außenwänden auch. Vorne rechts neben der Tür waren zwei Duschen und da würde Freitags immer geduscht werden damit man dann nach dem Wäschetausch immer schön sauber wäre. Das fand ich aufregend, ich hatte außer im Bad in Gießhübel noch nie geduscht, jedenfalls nicht mit warmen Wasser und Seife. Das würde bestimmt lustig werden.

Dann war da unten neben der Haustür noch eine Toilette und da musste man an einer Strippe ziehen wenn man gemacht hatte, das kannte ich auch noch nicht und das war auch lustig. Denn dann kam Wasser direkt ins Kloblecken und spülte alles, was man rein gemacht hatte, die Rohre hinunter. Wobei ich so ein Porzellanbecken auch noch nie gesehen hatte, jedenfalls konnte ich mich nicht daran erinnern. Von alleine plumpste da nichts rein und keiner konnte rein fallen, dazu war alles viel zu klein!

Ganz am Ende vom Flur war die Küche, da gingen wir auch noch kurz rein und ich wurde vorgestellt. Zwei Frauen, beide ein bisschen dick und rund, standen vor riesigen Herden und darauf unheimlich großen Kochtöpfen, wie ich sie auch noch nie gesehen hatte. So groß war nicht mal Muttis Einkochtopf gewesen! Ich merkte, dass ich großen Hunger hatte. Frau Müller sagte mir, dass es nun nicht mehr lange dauern würde bis die anderen Kinder alle aus der Schule kommen und ich sollte solange im Gruppenraum warten. Denn ihr Dienst wäre jetzt zu Ende und ein anderer Erzieher, der Herr Hartmann würde gleich kommen. Dann gäbe es auch Mittagessen und danach ist Hausaufgabenzeit. Nun, ich musste wirklich nicht lange warten.

Ich hörte laute Kinderstimmen, die alle durcheinander schnatterten, dann ging die Tür auf und etwa 20 Kinder stürmten eins nach dem anderen herein. Ich saß an einem der Tische in der Ecke und für den ersten Moment entdeckte mich keiner. Doch dann rief ein Mädchen: „He guckt mal wir ham ne Neue!“ und alle drehten sich zu mir um. Hätte ich ein Mauseloch gefunden, ich wäre drin verschwunden. Das Mädchen war mehr als einen Kopf größer als ich, hatte wie alle anderen Mädchen und auch die Jungen kurz geschnittene Haare und war ziemlich stämmig gebaut.

„Wie heißt du, woher kommst du, welche Klasse gehst du und warum bist du im Heim?“ Sie hatte sich vor mir aufgebaut, die Hände in die Hüften gestemmt und funkelte mich aus grauen Augen an. „Na los sag schon wir wollen das wissen!“ Noch einen Schritt kam sie näher und ich hatte das Gefühl, bedroht zu werden. So viele fremde Kinder, und alle starrten mich an! „Mensch biste taub oder was, ich hab dich was gefragt!“

In diesem Moment kam ein Mann durch die Tür. Dunkle Haare, braune Augen, nicht sehr alt und schlank. „Was ist denn hier los? Ach, die Neue, du bist also die Andrea, habt ihr euch schon bekannt gemacht? Ich bin Herr Hartmann. Und jetzt alles draußen anstellen, es gibt Mittagessen, zack zack!“

Die Kinder stoben auseinander, drängten nach draußen und ich saß immer noch auf meinem Stuhl. „Na komm mit, du hast sicher Hunger,“ sagte Herr Hartmann und mir blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Draußen vor dem Speisesaal standen alle in einer Schlange und plapperten durcheinander. Herr Hartmann schob mich ans Ende der Reihe und sorgte mit ein paar lauten Worten für Ruhe. Alle mussten still stehen und durften nicht sprechen, dann machte er die Tür auf und langsam und gesittet ging es zu den Tischen. Jeder setzte sich auf einen Stuhl, nur ich stand hilflos in der Tür.

„Ach hast du noch keinen Platz, dann setz dich mal hier her da wirst du jetzt immer sitzen,“ damit schob mich der Erzieher zum zweiten Tisch an der linken Seite des Speiseraumes. Mir fiel auf, dass alle jüngeren Kinder links saßen, rechts die größeren und hinten unterm Fenster drei Erwachsene und ein paar Jugendliche. Ich setzte mich. Auf den Tischen lagen Löffel und kleine Schüsseln standen da, für jeden eine mit Pudding, Schokoladenpudding und davor ein kleiner Löffel. Ein Teller mit Brotscheiben stand in der Mitte. Zwei Kinder aus jeder Gruppe liefen zur Durchreiche, die in die Küche führte und da wurden von zwei Händen gefüllte Suppenteller durch geschoben. Die brachte der Tischdienst an die Tische und stellte vor jedes Kind einen Teller. Ich erfuhr später, dass jeder mal Tischdienst machen musste. Das hieß, Tische eindecken, bevor die restlichen Kinder in den Speiseraum kamen und dann allen die vollen Teller bringen und nach dem Essen alles wieder abräumen und die Tische sauber wischen. Dieser Dienst war sehr beliebt, denn so konnte man sich die vollsten Kompottschüsseln selbst an den Platz stellen und man war schnell mit seinem Dienst fertig, außerdem musste man sich dann ja nicht vor dem Essen mit draußen vor der Tür anstellen.

Als dann alle Kinder ihr Essen am Platz hatten und der Tischdienst sich gesetzt hatte, stand eines der Kinder, der „Pionier vom Dienst“, auf und sagte „Guten Appetit“ und die Kinder futterten los. Gesprochen werden durfte nicht, kein Wort war zu hören, nur die Löffel hörte man klappern und über die Tellerböden quietschen. Beim Essen merkte ich, dass ich großen Hunger hatte und nahm mir eine Scheibe Brot dazu. Dann sah ich, dass immer mal eins der Kinder den Zeigefinger in die Luft hob, wie in der Schule, um sich zu melden. Der „Pionier vom Dienst“ fragte dann, was das Kind will, das Kind sagte, dass es bitte gerne Essen nachholen möchte und dann durfte es aufstehen und zur Durchreiche gehen, um sich dort den Teller neu füllen zu lassen. Das traute ich mich nicht, also aß ich eine Scheibe trockenes Brot hinterher, um satt zu werden. Ich bemerkte auch sehr schnell, dass der „Pionier vom Dienst“ manche Kinder deutlich länger warten ließ als andere, obwohl er genau sah, dass die sich meldeten. Als ich meinen Pudding essen wollte, bekam ich einen Ellenbogen in die Rippen gestupst. Das Mädchen neben mir schüttelte mit dem Kopf und ich verstand, ich durfte den Nachtisch nicht essen. Aber wieso nicht? Schade, der Pudding sah so lecker aus und ich hatte mich richtig drauf gefreut. Ich schaute mich um und bemerkte, dass auch andere Kinder fertig waren mit ihrem Eintopf und den Pudding nicht anrührten. Komisch! Ich begriff das Ganze nicht. Dass man Nachtisch erst nach dem Hauptgericht anrühren darf, dass wusste ich von zu Hause. Aber dass man ihn gar nicht haben kann? Ich bekam ihn dann aber wie alle anderen Kinder doch noch. Nachdem der Letzte aus der Gruppe seinen Teller leer hatte, durften alle gemeinsam nach den Kompottlöffeln greifen und den süßen Pudding aufessen. Dann, auf Kommando des „Pionier vom Dienst“ standen alle auf, stellten sich jetzt drinnen vor der Türe an und in der Schlange ging es dann ins Gruppenzimmer. Die Schulranzen wurden aus den Fächern geholt und jeder setzte sich an einen der Tische und packte seine Schulsachen aus. Auf dem Platz, an dem ich vor dem Essen gesessen hatte saß jetzt ein Junge und ich kam mir wieder ziemlich dämlich vor, wie ich so zwischen allen mitten im Raum stand und nicht wusste, wohin. Herr Hartmann zeigte mir

aber einen Platz am Fenster, das war jetzt meiner für immer zum Hausaufgaben machen. Ich hatte ja noch keine, an diesem Tag war ich nicht in der Schule gewesen.

Dafür zitierte mich Herr Hartmann an seinen Schreibtisch und ich sollte meinen Ranzen mitbringen. Die Federmappe musste ich her zeigen und mein Lineal und die Malsachen und meine Hefte und all die anderen Schulsachen. Er kontrollierte alles und befand es für in Ordnung. Dann erklärte er mir, dass ich ab sofort Taschengeld bekommen würde. Oh fein, ich freute mich, Taschengeld, das hatte ich zu Hause nicht. Und ich meinte, ich würde Geld in meine Taschen bekommen das ich dann ausgeben konnte und stellte mir schon all die leckeren Schätze vor, die ich einkaufen würde. 3 Mark sollte ich jeden Monat bekommen und das war der Reichtum schlechthin. Nur leider nicht für meine Taschen, wie sich ganz fix zeigte. Herr Hartmann zeigte mir ein dickes Buch, schlug es auf und oben auf eine leere Seite schrieb er meinen Namen hin. Das Taschengeld würde ich nämlich nicht bekommen! Wieso hieß es dann Taschengeld? Wieder was, was ich nicht verstand. Jedenfalls würde auf der einen Seite des Blattes stehen, wie viel Geld ich auf meinem Konto habe und auf der anderen was ich davon ausgegeben hätte und wofür. Das wären dann Posten für Schulhefte und Bleistifte und wenn ich was verliere von den Schulsachen dann müsste ich die auch vom Taschengeld bezahlen, und Füller sind teuer also pass auf deinen gut auf. Solange ich Guthaben stehen habe wie jetzt, und er schrieb hin: 3,00 Mark, dann ist die Zahl blau geschrieben, wenn ich was Teures brauchte wie einen Füller und mein Geld würde nicht ausreichen dann hätte ich Schulden und die Zahl wäre dann rot so wie hier und er zeigte mir eine andere Seite im Buch wo ein anderer Name drüber stand. Sollte es doch einmal der Fall sein, dass ich ein bisschen was auf dem Konto hätte, dann könnte ich zu ihm oder Frau Müller kommen und Geld vom Konto abheben. Aber ich müsste schon sagen wofür damit man das aufschreiben kann. So war das also, aha!

Bücher sollte ich morgen neue in der Schule bekommen und die werden dann eingeschlagen mit Buchumschlägen die ich dann schon mal bezahlen muss. Na das fing ja gut an mit meinem Taschengeld. So schnell würde also nichts aus meinen leckeren Einkäufen werden! Dann sollte ich mich hinsetzen und ein bisschen lesen, da oben im Regal sind Bücher, such dir eins aus und sei still und stör die anderen nicht bei den Hausaufgaben.

Ich fand ein Märchenbuch und setzte mich auf meinen Platz. Märchen las ich am Liebsten, aber ich war so müde, dass ich kaum die Augen offen halten konnte. Herr Hartmann half einigen Kindern bei den Hausaufgaben, ansonsten war es sehr still im Raum. Ich schaute aus dem Fenster und da erst sah ich wieder, dass das Heim direkt am Waldrand lag. Ein großer freier Platz war hinterm Haus, und dann begann der Wald. Am Waldrand stand ein kleines Häuschen ohne Wände, das heißt Pavillon, wie man mir später erklärte. Der war weiß und hatte sechs hohe runde Säulen und ein weißes rundes Dach darauf und drei hüfthohe Geländer zwischen den Säulen. Rechts war eine Wiese und darauf standen zwei Schaukeln unter einer riesigen alten Rotbuche. Das gefiel mir und ich hoffte auf eine baldige Gelegenheit, darauf zu schaukeln. Mehr sah ich von meinem Platz aus nicht.

Ich sah mir die Kinder unter gesenkten Augenlidern hervor an und da erst fiel mir auf, dass alle irgendwie gleich angezogen waren. Die Mädchen trugen grau/grün karierte langärmelige Kleider und dunkelgraue Wollstrumpfhosen, so wie ich jetzt auch. Die Jungen hatten Lederhosen mit Latz vorne an und grau/grün karierte lang ärmelige Hemden, die waren aus dem gleichen Stoff wie die Kleider der Mädchen. Und irgendwie hatten alle den gleichen Haarschnitt. Kurzer Bubischnitt und am Hals aus rasiert. Bwei den Jungs etwas kürzer als bei den Mädchen. Eifrig hatten die anderen ihre Köpfe über die Schreibhefte gebeugt und ich hörte die Federhalter übers Papier kratzen. Meine Augen wurden immer schwerer und ich gähnte. Fast wäre ich ein genickt, da sagte Herr Hartmann mit einem Blick auf seine Armbanduhr: „Hausaufgabenzeit beendet!“. Endlos waren die zwei Stunden, aber nun doch ausgestanden. Alle packten ihre Schulsachen in die Ranzen und Regale zurück und schlagartig wurde es auch wieder laut. Das stämmige Mädchen von vorhin kam wieder auf mich zu und stupste mir ihren Zeigefinger in die Brust.

„Na los jetzt sag schon wer du bist, dass du Andrea heißt hab ich vorhin gehört aber wieso bist hier und welche Klasse gehste?“

Ich nahm allen Mut zusammen: „Also ich gehe in die zweite Klasse.“

„Dann gehste morgen gleich mit mir ich bin nämlich auch in der Zweiten.“ Hätte ich nicht gedacht, sie sah viel älter aus. Die Erklärung folgte auf dem Fuß von einem der Jungen:

„Die is ooch schon zweimal sitzen geblieben, die is so dämlich!“ Das Mädchen ballte die Fäuste und ging auf den Jungen los. Der schuppste sie beiseite und rannte weg.

„Und warum biste hier?“ Wandte sie sich wieder an mich. „Ich weil meine Mutter so viel gesoffen hat. Aber an den Wochenenden und in den Ferien kann ich heim zu ihr.“

Ach, in den Ferien und an den Wochenenden musste man nicht hier bleiben? Das war mir neu. Ob ich dann vielleicht auch...? Aber wo sollte ich hin? Wer würde mich nehmen? Zu Hoffmanns durfte ich nicht mehr, und zu Bollacks auch nicht. Vati war weg und Onkel Dietmar wollte mich nicht haben. Mich wollte sowieso keiner mehr, weil ich so böse war und niemand mit mir zurecht kam. Zum Nachdenken war aber jetzt keine Zeit.

„Nu was isssn nu, wieso biste hier?“ drängte mich das Mädchen.

„Ja, also die sagen alle meine Mutti ist tot und mein Vater ist weg ich weiß nicht wo.“

„Dann biste also ne Halbweise, aha.“ Stellte sie trocken fest. Schon wieder dieses Wort. Ich würde aber auch ihr nicht sagen, dass meine Mutti mich bald abholen kommt und dass das hier alles ein großer Irrtum war.

„Hab ich ganz vergessen, ich heiße Ruth!“ sagte sie und das war für mich wie ein Schlag ins Gesicht. Meine Mutti heißt Ruth und ich wollte nicht, dass jemand anders so heißt und schon gar nicht so ein komisches Mädchen. Für mich stand fest, ich kann sie nicht leiden. Ein anderes Mädchen kam zu uns, pechschwarze Haare und schwarz schimmernde große Augen, schlank und irgendwie schien die nett zu sein.

„Ich heiße Regina, kommste mit raus spielen? Du hast bestimmt das freie Bett im großen Mädchenschlafraum gekriegt, dann liegst direkt neben mir und wir können uns abends noch Geschichten oder was erzählen.“ Das gefiel mir, Regina gefiel mir, ihre offene und freundliche Art und ihre dunkle geheimnisvolle Ausstrahlung und ich fühlte mich nicht mehr ganz so verloren. Sie packte mich bei der Hand und führte mich die Treppen hinunter in den Keller.

Hier unten standen lauter Schuhregale und im Fach mit der Nummer 34 fand ich meine Halbschuhe, die irgend jemand wohl in der Zwischenzeit hier abgestellt hatte. Die Jacken hatten wir uns oben schon angezogen. Dann ging es raus auf den Hof. Leider sah ich erst jetzt, dass die Schaukeln nicht an den Gestängen hingen. Die wurden im Winter abgenommen. Regina zeigte mir aber sowieso erst mal die Umgebung. Der Wald hieß Park und war von einer großen Mauer, die mitten durch den Wald gebaut war, umzäunt. Eigentlich war überall Wald, nur der Teil innerhalb der Mauer hieß Park. Die Mauer selbst war an vielen Stellen zerfallen und mit Efeu bewachsen. Viel sah man aber im Schnee davon nicht. Andere Kinder tobten durch die Gegend und Regina nannte mir ihre Namen, die ich mir alle so schnell gar nicht merken konnte. Sie erzählte mir auch, dass ihre Eltern bei einem Unfall umgekommen waren als sie noch ganz klein war und eigentlich bei ihrer Oma gewohnt hatte. Als sie zur Schule kam musste sie ins Heim und sie durfte nur noch an den Wochenenden nach Hause und in den Ferien.

Wir trafen auch die Jungen, die eine wilde Schneeballschlacht veranstalteten und uns mit den weißen Bällen bombardierten. Einer von ihnen war Peter, der vorhin Ruth dämlich genannt hatte. Er war auch eine Waise wie man ihm gesagt hatte, als er eines Tages vom Kindergarten abgeholt wurde. Die Frau vom Jugendamt hatte ihn in ein anderes Heim gebracht, in eines, wo kleinere Kinder wohnten. Von da war er hier nach Radebeul gekommen und hatte seine Eltern seitdem nicht mehr gesehen. Er hatte aber schon Pflegeeltern die ihn sicher bald adoptieren würden. Peter gefiel mir auch ganz gut und die anderen Kinder auch, nur Ruth, nein, die konnte ich einfach nicht leiden. Laut und poltrig trampelte sie durch die Gegend und frech wie nur sonst was ärgerte sie alle, die sie erwischen konnte. So war jedenfalls an diesem ersten Tag mein Eindruck.

Irgendwann dann, es wurde schon langsam dunkel, wurden wir ins Haus gerufen. Regina ging wieder mit mir in den Keller, und wir mussten unsere Schuhe putzen. Herr Hartmann stand da und begutachtete die geputzten Schuhe. Fand er irgendwo einen kleinen Fleck, dann musste das betreffende Kind noch einmal ran, bis er zufrieden war. Das musste man jeden Abend machen, erfuhr ich. Wer fertig war sollte sich an der Kellertreppe anstellen. Als alle Schuhe sauber in den Regalen standen gingen wir gemeinsam nach oben. „Ruhe in der Schlange!“ Es ging zum Waschraum, die Jungen auf

die eine, die Mädchen auf die andere Seite und Hände waschen. Dann wieder anstellen und bis zum Speiseraum die ganze Reihe. Da standen wir schon wieder, bis der Tischdienst die Tische eingedeckt hatte, dann gings rein und diesmal wusste ich schon, wo ich mich hinsetzen musste, ich hatte meinen Platz.

Es gab Brot und Wurst und Tee und einen Apfel. Jeder hatte eine Scheibe Jagdwurst, ein Scheibchen Leberwurst und 20 Gramm Margarine auf dem Teller. Daneben lag ein kleiner Apfel. Das Brot stand in der Mitte des Tisches in einem Plastikkörbchen, davon durfte man sich nehmen, so viel man wollte. Oder bis Wurst und Margarine alle waren. Tee gab es in kleinen dunkelblauen Plastiktassen. Innen waren die schon ganz braun vom vielen Tee, die Ränder waren nicht mehr ganz glatt und sie sahen aus als hätten kleine spitze Mäusezähne daran geknabbert. Ich hatte Mühe, mir ein Wurstbrot zu schmieren. Noch nie hatte ich das selbst gemacht. Bisher hieß es immer: Messer, Gabel, Schere, Licht, sind für kleine Kinder nicht! Es war eine sehr schwierige Aufgabe, die Margarine einigermaßen glatt aufs Brot zu bekommen, aber ich schaffte es dann doch. Hoffentlich hat keiner gemerkt, wie dusselig ich mich angestellt hatte.

Nach dem Essen gingen wir nach oben in den Schlafrum. Jemand hatte da in mein Bett unters Kopfkissen ein Nachthemd gelegt, eines von meinen zu hause. Ein Stück zu hause, heimlich presste ich das Nachthemd ganz fest an mich. Ich staunte nicht schlecht, als ich innen im Kragen eine eingestickte Nummer 34 fand. Mit den Nachthemden gingen wir wieder in den Waschraum. Neben einem Waschbecken hing auch ein Handtuch und ein Waschlappen mit der Nummer 34 neben vielen anderen. Wir zogen uns aus und Herr Hartmann stand in der Mitte an der Trennwand und passte auf, dass die Jungen nicht zu uns Mädchen rüber schielten. Wer meinte, ordentlich gewaschen zu sein musste Herr Hartmann seine Ohren und den Hals her zeigen und die Füße, die Fingernägel und die Zehennägel, und erst wenn alles glänzte und nirgendwo mehr ein Schmutzleck zu sehen war durfte man sich wieder anstellen. Alle zusammen gingen dann wieder in der Schlange in den Gruppenraum, wo die Kleider auf den Plätzen ordentlich abgelegt werden mussten. Auch das wurde kontrolliert, Unordnung wurde nicht geduldet. Dann durften wir in das Fernsehzimmer und das Gerät wurde eingeschaltet, nachdem eine Rängelei um die besten Sitzplätze vorne ausgestanden war. Das Sandmännchen kam und ich hätte es am Liebsten aus dem Fernseher geholt und ans Herz gedrückt. Etwas, was ich kannte, was nicht fremd war.

Sandmann, lieber Sandmann, es ist noch nicht soweit.

*Wir seeenden jetzt den Ahabendgruß, ehe jedes Kind ins Bettchen muß,
seihei unser Gahast derweil!*

Nach dem Sandmann gab es noch mal ein großes Gedränge vor den beiden Toiletten, jeder wollte noch mal, jeder musste noch mal. Und dann ab ins Bett. Ich war so müde wie noch nie in meinem Leben. Das war also der erste Tag im Kinderheim gewesen und die vielen Eindrücke erschlugen mich fast. Aber bald würde Mutti kommen, bestimmt. Mit diesen Gedanken schlief ich sehr schnell ein und mich störte nicht einmal, dass das Licht noch an war und die Mädels kicherten und lachten.

Grelles Licht und laute Rufe „Alles aufstehen, alles raus aus den Betten“ weckten mich unsanft aus meinem festen Schlaf. Vor den Fenstern war es noch stockdunkel, um so mehr blendete mich die große Deckenlampe, die direkt über meinem Bett den ganzen Raum ausleuchtete. Ich kniff die Augen zusammen und zog das Steppbett über meinen Kopf. Verwirrt fragte ich mich, wo ich gelandet bin. In dem Moment, wo mir die Bettdecke weg gerissen wurde, fiel es mir schlagartig wieder ein. Ich bin im Kinderheim. Der Klos hatte wohl in meinem Hals übernachtet. Schluck.

„Na los, du auch, Neue, raus aus dem Bett und ab in den Waschraum! Heute geht's in die Schule!“ Natürlich, Ruht, wer sonst. Rings um mich herum war es laut und hektisch geworden. Seufzend stieg ich aus dem Bett und angelte nach meinen Hausschuhen. Den linken fand ich erst, nachdem ich unter 3 Betten durch gekrochen war. Eine Mädchenstimme rief laut: „Frau Seitz, die Ilona hat schon wieder eingeseecht!“ Der strenge Geruch stieg mir auch schon in die Nase. Irgendwie roch es immer nach Pipi in unserem Schlafrum, irgendwer machte nachts immer ins Bett. Frau Seitz war die

Nachtwache, die abends um 22 Uhr kam als ich schon lange eingeschlafen war. Sie weckte uns noch morgens und ging dann nach Hause bis zum nächsten Abend. Sie war eine meist liebe, ältere Frau, die allerdings keinen Spaß verstand, wenn es um die Einhaltung der Nachtruhe ging. Das würde ich später noch merken.

Jetzt hatte ich aber erst einmal ein dringendes Bedürfnis, leider war die lange Schlange vorm Klo nicht gerade viel versprechend. Darum also waren manche Mädchen so flink aus den Betten gesprungen, denn mit voller Blase in den Waschraum zu gehen, wo es aus allen Rohren plätscherte, das war äußerst unangenehm, wie ich feststellte. Also schnell Zähne putzen, waschen, anziehen. Es kam mir sehr komisch vor, dass ich die Unterwäsche vom Vortag noch mal anziehen sollte, ich war es gewohnt, jeden Tag frische Wäsche zu bekommen. Mit der Zeit gewöhnte ich mich aber auch daran, dass ab jetzt nur noch einmal pro Woche, nämlich am Freitag, saubere Sachen ausgegeben wurden. Wenn ich mich heute daran erinnere, wie die Schlüpfer am Ende einer Woche aussahen, gruselt es mich noch im Nachhinein. Nach dem Anziehen war endlich Platz auf dem Klo und als ich zurück kam, standen schon die ersten Kinder Schlange vorm Speisesaal. Die Kinder aus der großen Gruppe brauchten sich nicht anzustellen, die gingen einfach rein und setzten sich an ihren Platz. Essen durften die aber auch erst, wenn alle aus der Gruppe da waren und der FvD „FDJler vom Dienst“ Guten Appetit gewünscht hatte. Wir aus der Kleinen Gruppe mussten draußen vor der Tür warten bis alle ruhig standen und kein Wort mehr sprachen. Frau Müller war in der Zwischenzeit zur Frühschicht gekommen und sagte laut zu allen: „Guten morgen!“ Der Kinderchor antwortete: „Guten morgen, Frau Müller!“ und dann durften wir zum Frühstück. Brot gab es und 20 Gramm Butter für jedes Kind und Milchkafee und rote Marmelade so viel man wollte. Auf jedem Platz lag die Brotbüchse und ich äugte in meine rein. Eine Doppelbemme (Bemme = Brotscheibe) mit Leberwurst, fein!

Nach dem Frühstück war es dann soweit. Regina lief mit mir zusammen fast die ganze lange Straße wieder zurück, die ich gestern mit Moni gekommen war. Nicht ganz, aber doch sehr weit und ich dachte schon, wir wären da, als die größeren Kinder einen kleinen Bergweg nach rechts hochzu abbogen. Ich erfuhr aber, dass hier nur die Kinder ab der 5. Klasse zur Schule gingen, unser Schulhaus war noch ein kleines Stück weiter. Es hatte eine große Glastüre und dahinter war ein großer Sportplatz und daneben war ein Schulgarten. Wir gingen durch die Glastür und ich musste nicht erst zum Direktor oder so, Regina ging ja in meine Klasse und sie nahm mich gleich mit. Da waren schon ganz viele Kinder, die Klasse war auch so groß wie die in Pirna gewesen war und die Schulmöbel auch genau solche wie in Pirna. Ich wusste nicht, wo ich mich hinsetzen sollte, also blieb ich erst mal an der Wand neben der Tür stehen. Ich schaute mir die Kinder an und traute mich kaum, zu atmen. Regina stand aber noch bei mir und sie sagte allen, ich sei die Neue und wäre auch im Heim und meinen Namen. Sie nannte auch ein paar Namen der anderen Kinder, die ich mir vor lauter Aufregung aber nicht merken konnte. Dann klingelte es und die Kinder flitzten zu ihren Plätzen und dann kam eine junge Frau ins Klassenzimmer.

„Aha, du bist die Andrea? Wo setzen wir dich denn hin..“, überlegte sie laut, „ahja, da ist noch ein Platz frei neben Kathrine in der Mittelreihe am zweiten Tisch. Setz dich hin und hole deine Schulsachen für Mathe raus, die erste Stunde heute ist nämlich Mathematik.“ Ich ging zu meinem Platz, nahm meinen Ranzen vom Rücken, legte mein Matheheft und die Schiefermappe raus auf den Tisch, ein Buch hatte ich ja noch nicht. Das merkte Frau Seidel, so hieß meine neue Klassenlehrerin, auch gleich. Ich sollte dann in der nächsten Pause mit ihr ins Lehrerzimmer kommen, da gibt sie mir dann meine Schulbücher. Einstweilen könne ich ja bei Kathrine mit rein schauen. Ich drehte den Kopf zur Seite und da saß sie: rotes kurzes Haar, lustige grüne Augen, um die Nase 1000 Sommersprossen und ein verschmitztes Lächeln um den Mund strahlten mich an. Meine Kathrine, die die beste Freundin meiner Zeit in Radebeul werden sollte, immer lustig und lieb, niemals böse zu mir und immer aufmerksam, Kathrine, die drei ältere Schwestern hatte, die große Vorbilder waren in der Schule, obwohl die Älteste schon abgegangen war, die Zwillingsschwestern 5 Jahre älter als Kathrine, immer die besten Zeugnisse der gesamten Schule und unerreichbar für meine Kathrine, die niemals sagte, dass sie darunter litt, Kathrine, die buntes Einwickelpapier von Schokolade sammelte, die sie niemals gegessen hatte, Kathrine, die immer neue Ideen hatte, was man spielen konnte, Kathrine, die

meine einzige wirklich Vertraute wurde in den folgenden Jahren und die ich irgendwann einmal bitter enttäuschen würde. Meine Kathrine!

Jetzt aber legte sie erst mal ihr Mathebuch in die Mitte, zwinkerte mir zu und wir steckten die Köpfe zusammen in die Seiten. In der Pause bekam ich dann meine Bücher und war erst beim Klingeln der Schulglocke, die den Beginn der nächsten Schulstunde ankündigte, zurück im Klassenzimmer. Dann war große Pause, Milchpause. Jedes Kind, das Geld mitgebracht hatte am Anfang des Monats bekam einen viertel Liter Milch in einer Glasflasche mit Strohalm. Die gab es im Milchraum, ein verhältnismäßig kleiner Raum, der immer voll war in den Milchpausen, so dass man kaum drin stehen konnte. Es war darin so laut vom durcheinander plappern der vielen Kinder, dass man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte. Ich würde in diesem Monat noch keine Milch bekommen, weil ich ja noch nicht angemeldet war. Heimkinder und Kinder aus kinderreichen Familien bekamen die Milch umsonst. Ich muss wohl traurig geschaut haben, denn die ersten Worte, die Kathrine zu mir sagte waren: „Komm mit, ich teile meine Milch mit dir, wir können aus einer Flasche trinken!“ Und damit zog sie mich einfach durch den großen Schulflur in den Milchraum. Wir drängten uns in das Gewimmel, Kathrine stellte sich an der Schlange vor dem Ausgabefenster an und ich mich neben sie. Es ging schnell, und sie hatte eine kleine Flasche mit Milch in der Hand. Es gab nur einen Strohhalm dazu, und wir zutschten abwechselnd das weiße Getränk. Bald war die Flasche leer und wir liefen nebeneinander auf den Schulhof. In der großen Pause durften wir raus, solange es nicht regnete. Arm in Arm schlenderten wir durch die Gruppen der anderen Kinder und machten uns miteinander bekannt. Mir kam es vor, als würde ich Kathrine schon ewig kennen. Sie erzählte mir von ihren großen Schwestern und dass ihre Mutter auch Erzieherin in einem Kinderheim ist, nur in einem anderen als in meinem. Und sie lud mich ein bald einmal nachmittags zu ihr nach Hause zum Spielen zu kommen. Sie fragte mich auch nach meinen Eltern, war aber schon feinfühlig genug nicht in mich zu drängen, als ich ein bisschen herum druckste. Nur, dass mein Vater für lange Zeit weg musste sagte ich ihr und dass meine Mutter nicht da ist.

Alles in Allem gefiel mir die neue Klasse ganz gut. Auch wenn sie viel größer war als meine alte Klasse waren die Kinder recht nett zu mir, Heimkinder waren schon immer seit dem ersten Schuljahr dabei gewesen und man fand nichts Außergewöhnliches daran. Mittags musste ich mich dann leider von Kathrine verabschieden, sie wohnte die Straße den Weinberg rauf oben am Hang im letzten Haus vor den Weinfeldern und ich musste geradeaus ins Heim zurück. Dafür gesellten sich Martina aus meiner Klasse zu mir und Regina aus dem Heim. Martina hatte lange braune Zöpfe, war zierlich gebaut und strahlte eine gelassene Ruhe aus, die man bei Kindern in diesem Alter wohl nur selten finden kann. Ihr Vater war Arzt und später musste ich manchmal zu ihm, wenn ich krank wurde. Martina bekam jeden Tag von ihrer Mutter eine Rolle Pfefferli zugesteckt, eine für 20 Pfennig, die scharfen Bonbons waren rund und viel größer als die viereckigen zu 10 Pfennig, die ich von zu Hause kannte. Ab und zu holte Martina ihre Stange Pfefferli aus der Tasche und bot freizügig daraus an. Nie habe ich erlebt, dass sie alleine davon aß, wenn andere dabei waren. Sie wohnte gleich um die Ecke vom Kinderheim und wir freundeten uns ebenfalls schnell an. Ob ich Zeit habe am Nachmittag fragte sie mich und ich wusste es nicht. Regina klärte mich schnell auf, ab 16 Uhr konnten wir bis 17.30 Uhr raus an die Luft und wenn wir Bescheid sagten auch aus dem Heimgelände raus. Martina wollte mich also Punkt 16 Uhr abholen und das tat sie dann auch. Ich fragte Herrn Hartmann, der Nachmittagschicht hatte, ob ich raus darf mit ihr und ich bekam die Erlaubnis dazu. Schräg gegenüber vom Heimgelände führte ein Weg direkt in den Wald und wir liefen dort entlang. Wir erzählten uns gegenseitig von uns und plötzlich blieb Martina stehen: „Pssst, sei mal ganz leise, da vorne ist die Futterkrippe und wenn wir Glück haben kannst du Rehe beobachten. Der Förster schmeißt da jeden Tag frisches Heu rein für die Rehe mal sehen ob heute welche da sind.“

Und obwohl wir ganz still waren bekamen wir an diesem Tag keine Rehe zu Gesicht. Bald stellte ich aber fest, dass Martina ein richtiges Naturkind war. Sie kannte ebenso wie ich fast alle essbaren Pilze und Beeren aus unserer Gegend und viele Pflanzen mit Namen und die Tiere liebte sie besonders. Die ganzen Jahre über im Radebeuler Kinderheim streiften wir manches Mal durch die umliegenden Wälder und freuten uns zu jeder Jahreszeit an allem, was die Natur zu bieten hatte. Natürlich beobachteten wir auch sehr

oft die Rehe und es war einfach wunderschön. Manchmal besuchte ich Martina auch zu hause, aber wir mussten immer sehr leise sein, weil die Praxis ihres Vaters im gleichen Haus war und dann immer Patienten da waren. Viel lieber erlebten wir unsere Abenteuer im Wald.

Halb sechs an diesem Tag war ich dann wieder pünktlich im Heim, Martina hatte eine kleine Armbanduhr und so war das nicht schwer. Beim Schuhe putzen sagte Herr Hartmann:

„Heute fehlt jemand für den Küchendienst, der Jochen aus der großen Gruppe der dran wäre ich nicht pünktlich zurück, wer hat Lust?“

Natürlich keiner, ich allerdings wusste nicht, was das heißt: Küchendienst. Ich wollte hilfsbereit sein und meldete mich. Herr Hartmann führte mich zusammen mit Peter, der ja auch in meiner Gruppe war, in die Küche und wir sollten Geschirr und vorbereitete Wurst- und Butterteller in die Durchreiche stellen damit der Tischdienst das dort abholen konnte. Na, das ist doch leicht, dachte ich mir und los gings. Alles durch geschoben, prima, kein Problem. Dann steckte Karin, ein Mädchen aus der 7.Klasse und der großen Gruppe die Nase durch die Durchreiche.

„Sind noch Kartoffeln da vom Mittagessen? Ich weiß das noch welche da sind ihr müsst die warm machen!“

Hm, wie geht das? Keine Ahnung, also lieber auf die Erzieher warten und fragen. Kam aber keiner und Karin drängelte.

„Seid ihr zu blöde paar Kartoffeln warm zu machen? Ich hab Hunger und ich will welche haben, na los, macht das Zeug schon endlich warm!“

Ich fragte Peter, ob er weiß, wie das geht. Der zuckte mit den Schultern, keine Ahnung. Karin funkelte böse in die Küche. Ich fragte sie, wie man das macht und sagte ihr, dass ich so was noch nie gemacht habe.

„Mensch biste blöde das ist doch ganz einfach machste den Gasherd an mit dem Gasanzünder und dann den Topf mit den Kartoffeln drauf stellen und warten bis warm ist, ist doch das Einfachste von der ganzen Welt!“

Blöde wollte ich nicht sein, schon gar nicht, wo ich so neu war hier. Peter zeigte mir den Gasanzünder, das war ein Gerät so groß wie ein Füller und am Griff konnte man draufdrücken. Dann kam vorne ein Funken raus. Aha. Der Gasherd war riesig, aber der Topf mit den Kartoffeln noch riesiger.

„Gibt's jetzt bald mal die Kartoffeln oder was?“ Wieder schimpfte Karin und jetzt mit Verstärkung durch andere Kinder aus ihrer Gruppe. „Oh man sind die dämlich da drinne so was von saublöde!“ hörte ich und wurde langsam wütend. Ich bin weder blöde noch dämlich noch doof nur hab ich das noch nie gemacht. Und Erzieher war auch keiner in Sicht. Also, selbst ist das Kind und ran an den Topf. Den schoben wir, Peter und ich mit vereinten Kräften beiseite, Peter drehte am Knopf für das Gas und ich hörte es ausströmen. Schnell den Gasanzünder dran halten, auf den Knopf drücken und die Flamme brannte. Das war ja wirklich einfach, prima. Jetzt nur noch den Topf wieder rüber schieben auf die Flamme und dann abwarten bis die Kartoffeln warm sind. Na die Erzieher würden aber Augen machen, was ich schon kann! Jetzt aber schnell weiter und noch Brot und Tee ausgeben und Besteck und die Äpfel, die es auch wieder zum Abendbrot geben sollte. Wir merkten nicht, dass es langsam brenzlich roch und weißer Dunst durch die große Küche zog. Erst, als Herr Hartmann schimpfend in die Küche gerannt kam bemerkte ich, dass etwas gar nicht so war, wie ich es gerne gehabt hätte. Schnell machte Herr Hartmann den Herd aus und den Topfdeckel auf. Eine dicke weiße Qualmwolke zog zum Fenster, das angelehnt war. Oh das gab ein Donnerwetter! Die Kartoffeln waren samt Topf im Innern schwarz und stanken erbärmlich! Viel schlimmer war dann aber das Geschimpfe der großen Kinder, allen voran Karin! War ich froh, dass ich mich in der Küche erst mal in Sicherheit befand! Und so schnell kam ich da auch nicht wieder heraus. Für fast 40 Kinder und deren Erzieher das gesamte Geschirr nach dem Essen abwaschen und abtrocknen war eine langwierige Sache. Die Spüle war so groß, dass Peter und ich zusammen hätten drin bequem baden können. Der riesige Trog hatte drei Abteilungen. In der ersten wurde abgewaschen, in der zweiten war klares kaltes Wasser zum spülen und in der dritten Abteilung wurde das Geschirr abgestellt bis es einer heraus nahm und abtrocknete. Peter und ich, wir gaben uns alle Mühe, aber die Geschirrstapel wurden einfach nicht kleiner! Ich dachte schon, ich würde nie ins Bett

kommen, der Sandmann war an diesem Abend lange vorbei, als endlich Herr Hartmann kam und uns Hilfe schickte. Nicht umsonst gehörte zum Küchendienst normalerweise einer aus der großen Gruppe, für uns kleine Kinder war das einfach zu viel.

Am nächsten Tag lernte ich Herrn Hartmann, den ich bisher für freundlich gehalten hatte, von einer sehr unangenehmen Seite kennen. Während der Hausaufgabenzeit schwatzte Uwe, ein Jahr älter als ich und eine Klasse weiter, immer wieder. Er war so aufgeregt, weil er das erste Mal in den Ferien in der kommenden Woche nach Hause durfte nach langer Zeit. Wir durften aber nicht reden während der Hausaufgabenzeit. Herr Hartmann ermahnte ihn zwei oder drei Mal, dann schimpfte er. Als das auch nichts half, schaute er mit einem viel sagenden Blick auf die Uhr und sagte in die Runde zu allen Kindern: „Ich gehe jetzt für 5 Minuten raus!“ Was das bedeutete merkte ich, als er hinter sich die Tür schloss. Uwe duckte sich blitzschnell in eine Ecke zwischen den Regalen. Ebenso schnell waren die anderen Kinder hinterher und schlugen und prügeln, traten und schimpften und spuckten auf ihn ein. Ich konnte nicht begreifen, was ich da sah. Uwe schrie und versuchte nicht, sich zu wehren, er hatte nur die Arme über den Kopf gehoben um sich halbwegs zu schützen. Mehr konnte ich vor dem Gewimmel nicht sehen. Was war das? Wieso taten das die Kinder? Sogar Regina war unter denen, die schlugen und prügeln und ich erkannte sie kaum wieder! Es war schrecklich. Erst, als Herr Hartmann wieder herein kam und laut: „Die 5 Minuten sind um!“ rief, war es vorbei. Langsam beruhigten sich die Kinder und gingen zurück zu ihren Schulsachen an ihre Plätze. Nur Uwe hockte da in der Ecke am Boden, die Knie angezogen und die Arme noch immer über seinem Kopf und weinte fürchterlich. Herr Hartmann zog ihn hoch und schob ihn zu seinem Platz. Uwe schluchzte noch lange und versuchte, sich die Tränen, die noch immer liefen, vom Gesicht zu wischen. Am Liebsten wäre ich zu ihm gegangen, um ihn zu trösten, aber ich traute mich nicht. Er tat mir so Leid an diesem Nachmittag. Als Herr Hartmann ein paar Tage später für ein anderes Kind den selben Spruch: „Ich gehe jetzt für 5 Minuten raus!“ sagte, begriff ich, was passierte. Immer, wenn der Erzieher das sagte, dann war das betreffende Kind den Aggressionen der anderen Kinder ausgesetzt. Und jedes Kind schlug und trat mit, denn schon in der nächsten Stunde konnte man selbst der Unglücksrabe sein. Zum Glück erwischte es mich nie, denn Herr Hartmann war nicht lange da. Er wurde bald entlassen.

Dafür kam Herr Fordin zu uns. Er hatte nur einen Arm, an der rechten Seite war sein leerer Jackenärmel in den Hosenbund gesteckt. Sein Arm war im Krieg geblieben, wie er uns erzählte. Er war so schwer verletzt worden, dass man seinen rechten Arm nicht retten konnte. Das tat uns sehr Leid und wir versuchten, immer so lieb es nur ging zu sein, wenn Herr Fordin Dienst hatte. Manchmal in den folgenden Jahren holte er mich ins Erzieherzimmer und bat mich, ihm einen Knopf am Hemd anzunähen oder an der Jacke. Ich war bald recht geschickt in Handarbeiten und half gerne. Er schämte sich wohl, das in der Nähstube von Frau Bergmann machen zu lassen. Aber das Beste an Herrn Fordin war, dass er niemals für 5 Minuten aus dem Gruppenzimmer ging. Im Gegenteil, wenn jemand frech war oder ungehorsam, dann erklärte er uns, dass man sich nicht gegenseitig das Leben schwer machen darf, es ist ja schon schwer genug wie man an seinem Beispiel sehen konnte.

Strafen gab es im Heim viele, besonders beliebt waren diverse Sperren. So gab es Urlaubssperre oder Ausgangssperre, Fernsehsperrung und Kompottsperrung. Diese Strafen wurden wochenweise verhängt. Für zu spät kommen gab es eine Woche Ausgangssperre. Das hieß, dass man das Heimgelände nicht verlassen durfte außer zum Schulbesuch. Für schlechtes Bettmachen gab es eine Woche Kompottsperrung. Obst und Nachtisch wurden also für den Bestraften so lange vom Speiseplan gestrichen. Wenn man frech war gab es bis zu zwei Wochen Fernsehsperrung und für ganz schlimme Vergehen Urlaubssperre. Und immer wusste jeder im Heim, wer gerade welche Sperre hatte und wie lange die dauerte. Diese ganzen Strafen machten mir nicht so viel aus, nur die Kompottsperrung ärgerte mich immer sehr. Es gab so wenig Süßes und so selten, da wollte ich nicht gerne auf Apfelmus oder Pudding zweimal die Woche verzichten.

Und noch andere Strafen gab es, das waren die, die man sich abends einhandelte. Natürlich wollten wir nicht immer sofort, wenn das Licht ausgemacht wurde, schlafen. Wir erzählten uns leise mit den Bettnachbarn und manchmal wurden wir dabei erwischt. Dann mussten wir aus dem Bett raus auf den Flur. Hatte die Nachtwache Lust, dann mussten wir 100 Kniebeugen machen und anschließend mit vorgehaltenen Händen sehr lange auf dem Gang stehen. Die Arme schmerzten schnell und zitterten, aber wir mussten aushalten. Schafften wir das nicht, und das war eigentlich immer der Fall, dann hieß es runter in die große Halle. Die war nachts nicht beleuchtet und nur ein ganz schwacher Schimmer drang von oben durch. Alleine musste man dann in der gruseligen Halle stramm in der Ecke stehen und warten, bis man wieder ins Bett durfte. Schon in der ersten Woche im Kinderheim stand ich eine ganze Nacht dort. Es war die längste Nacht meiner Kindheit. Ich fürchtete mich schrecklich, fror fürchterlich in meinem dünnen Nachthemd, nachts wurde die Heizung abgestellt. Aber ich ging nicht nach oben. Niemals hätte ich gebettelt oder auch nur gebeten, wieder ins Bett zu dürfen. Auch hätte ich mich nicht hin gehockt oder gesetzt, egal, wie sehr mir im Laufe der Nacht die Knie zitterten und die Beine schmerzten. Und egal, wie sehr mir die Augen brannten, ich weinte nicht. Ich blieb einfach da stehen. Anfangs wollte ich lieb sein und keinen Ärger mehr machen und stand darum weiter gerade und aufrecht. Später dachte ich, jetzt erst recht! Man hat mir gesagt, bleibe da stehen also bleibe ich da stehen! Nur die Arme verschränkte ich vor der Brust, mit der rechten Hand stützte ich meinen Kopf der immer schwerer wurde. Es war so gruselig da unten im Dunkeln, das alte Holz der düsteren Wände knackte und mir fiel der schwarze Mummum ein. Hoffentlich kam der nicht aus meinem Dorf hierher. Ich fürchtete mich schrecklich und hatte Angst, schlimme Angst, bald merkte ich nicht einmal mehr wie müde ich war. Ganz schmal machte ich mich und dünn und dachte an meine Mutti, und ob sie wohl hoffentlich bald kommen und mich holen würde? Und Vati, wo ist der? Und Moni, die schlief sicher irgendwo, aber wo und in welchem Bett? Wo sind die nur alle? Warum bin ich so alleine? Einsam stand ich da, zitternd in meinem dünnen Nachthemd, mit schmerzenden Gliedern und schluckte meine Angst und meine Einsamkeit tapfer herunter.

Als am nächsten morgen pünktlich um 6 Uhr die Erzieher kamen und mich dort frierend und zitternd, aber tapfer stehend vor fanden, schlugen sie die Hände über dem Kopf zusammen. Die Nachtwache hatte mich einfach vergessen und war, als es im Heim still war, selbst seelenruhig auf dem weichen Sofa im Erzieherzimmer eingeschlafen. Das war aber für die Erzieher nicht schlimm, ich hatte es wohl verdient gehabt und musste trotzdem ganz normal zur Schule gehen. Aber ich hatte etwas gelernt in dieser Nacht: ich kann stark sein und trotzen, ich muss nicht betteln und bitten, ich halte durch, wenn ich einfach stehen bleibe. Das machte ich mir zur Gewohnheit: wurde ich ausgeschimpft von den Erziehern oder gehänselt von den anderen Kindern, dann blieb ich da, wo ich gerade war, einfach stehen. Den Kopf nach unten auf meine Hand gestützt, den stützenden Arm mit der anderen Hand am Ellenbogen gehalten, blieb ich stundenlang stehen. Oft verpasste ich so ganze Mahlzeiten, aber das war mir egal, ich blieb einfach so stehen und wurde bald nur noch „Dicksche“ genannt. „Die dickscht“ hieß es dann, wenn ich mal wieder so stand, was so viel heißt wie: „Die Trotzt!“ In späteren Akteneinträgen heißt es dazu von Seiten des Heimes, dass: „...Andrea noch manchmal zu Bockigkeit und Trotz neigt.“

Die für mich schrecklichste aller Strafen gab es auch nachts. Dann musste man selbst alle drei Teile seiner Matratze aus dem Bett nach oben unters Dach auf den finsternen Boden schleppen. Der war nicht beleuchtet und es knackte und rumorte im Dachgebälk. Die Käuzchen im Wald sangen ihr trauriges Lied und die Kinder sagten, da ist jemand gestorben. Die halbe Nacht lag ich dann dort im Finstern und gruselte mich schrecklich. Nur manchmal, wenn wir zu zweit oder dritt auf dem Boden schlafen musste, dann wurde es zum Abenteuer. Dann war es aufregend und keiner gab zu, Angst zu haben. Aber das gab es ganz selten, viel öfter lag ich dort ganz alleine und versuchte, mich nicht zu fürchten.

Am Tag, nachdem ich die ganze Nacht zitternd und frierend in der dunklen Halle gestanden hatte, gab es Zeugnisse in der Schule, Halbjahreszeugnisse. Für die anderen Kinder jedenfalls, ich hatte meine ja noch in meiner alten Schule in meinem Dorf bekommen. Morgens die ersten beiden Schulstunden las uns Frau Seidel Märchen vor. In

der 3. Stunde nach der Milchpause, in der Kathrine immer noch ihre Milch mit mir teilte, gab es die Halbjahreszeugnisse. Jedes Kind wurde einzeln aufgerufen und nach vorne geholt. Frau Seidel sagte dies und das zu den jeweiligen Zensuren und drückte dem betreffenden Kind das Zeugnisheft in die Hand. Hinten in der Klasse waren zwei Männer da, die Abgesandten aus der Patenbrigade. Das kannte ich aus meinem Dorf noch nicht, dass es eine Patenbrigade gab. Unsere hier in Radebeul war eine Brigade aus der Arzneimittelfabrik. Die überreichten den drei Klassenbesten einen Blumenstrauß und ein Buch. Das fand ich total blöde, denn ich hatte ja gar keine Chance, auch eine offizielle Gratulation zu bekommen. Meine Zensuren zählten hier dieses mal nicht. Wer weiß, vielleicht wäre ich sonst auch unter den besten dreien gewesen? Aber egal, jetzt begannen die Ferien und ich war gespannt, was man dann den ganzen Tag im Heim machen konnte. Auf dem Heimweg zog mich Regina etwa 300 Meter vor dem Heim in einen Hof. Der Hof gehörte zur Marmeladenfabrik. Hier stand ein flaches Gebäude, die Tore waren weit geöffnet, selbst jetzt im Winter sah ich die Frauen da drin schwitzen. Auf einem riesigen eisernen Tisch lag ein noch riesigerer Haufen brauner Zucker, dampfend und frisch aus dem Ofen. Das kannte ich, Moni hatte früher manchmal zu hause in einem Tiegel Zucker und Butter aufgelöst bis er braun und hart war. Lecker, mir lief das Wasser im Mund zusammen. Regina fragte eine der Frauen, ob wir ein bisschen was davon haben konnten, und einige kleinere Stücke vom braunen Zucker landeten in unseren Händen. Toll, es reichte gerade, bis wir im Heim ankamen. Regina sagte mir, wenn man nicht zu oft nach dem Zucker fragt, dann bekommt man fast immer welchen! Und so war es auch in all den Jahren in Radebeul. Nie wurden wir mit leeren Händen fort geschickt.

Im Heim war die Aufregung groß. Heute war der letzte Schultag, danach gab es drei Wochen Winterferien und die meisten Kinder fuhren in dieser Zeit nach hause oder zu Verwandten. Schnell hoch in die Nähstube und Sachen geschnappt, noch eben Mittagessen, heute ging es nicht so still und gesittet zu wie sonst. Und kaum war das Mittagessen vorbei wurde es sehr still im Heim. Regina war weg, Uwe war auch zu hause, die meisten Kinder aus meiner Gruppe waren abgeholt worden oder selbst weg gegangen, weil sie nicht ganz so weit weg wohnten und mit der Straßenbahn alleine fahren konnten. Das hätte ich mich nicht getraut! Jedenfalls waren nur noch 4 Kinder aus meiner Gruppe da, und wir zogen für die Ferienzeit zu den restlichen 5 Kindern aus der großen Gruppe. Insgeheim hoffte ich, dass meine Mutti kommen und mich abholen würde. Den ganzen Nachmittag drückte ich mich vor dem Tor auf dem Fußweg herum, nicht dass Mutti hier vorbei läuft und mich nicht findet, immerhin ist es eine riesenlange Straße. Als ich zum Abendessen hinein musste hoffte ich auf den nächsten Tag, den Samstag, dann würde sie sicher kommen. Bestimmt hat sie nicht gewusst, dass sie mich schon heute am Freitag hätte holen können. Weil Ferien waren durften wir länger schlafen als sonst, bis 8 Uhr. Ich fühlte mich überhaupt nicht gut, mir war schwindelig, die Nase lief und meine Augen brannten. Ich hustete und die Erzieherin legte mir die Hand auf die Stirn. Kopfschüttelnd nahm sie mich mit ins Erzieherzimmer, dort suchte sie nach einem Fieberthermometer und nach der Messung unter meiner Achselhöhle beorderte sie mich ins Krankenzimmer. Ich musste mein Nachthemd aus dem Schlafräum holen und sollte jetzt ins Krankenzimmer ziehen. Die kalte Nacht in der dunklen Halle war nicht ohne Folgen für mich geblieben. Zum Glück konnte ich noch meine Lisa mitnehmen, die endlich vom Regal herunter durfte, so war ich nicht ganz alleine. Auch ein Märchenbuch brachte mir Frau Müller noch, dann schloss sich die Tür und ich war alleine. Es ging mir gar nicht gut und ich wünschte, meine Mutti würde endlich kommen. Schon fast eine ganze Woche war ich jetzt im Heim und ich fühlte mich schrecklich alleine. Mutti kam nicht, Vati war „weiß ich wo?“ und Moni konnte bestimmt nicht den weiten Weg aus Pirna zu mir kommen. Dass mein Onkel Dietmar hier in Radebeul lebt, daran dachte ich gar nicht mehr. Ich hatte ihn ja nur einmal bei meinem Schulanfang gesehen. Wenigstens war meine Lisa mit dem Porzellankopf bei mir und ich konnte sie fest an mich drücken, während ich wieder einschlief. Irgendwann ging die Tür auf und ich bekam Tee mit Zwieback. Den Tee trank ich, ich hatte so schlimmen Durst, aber den Zwieback mochte ich nicht. Dann wurde noch einmal Fieber gemessen und ich war wieder alleine. Obwohl ich sonst so gerne las mochte ich jetzt nicht lesen, meine Augen brannten so sehr. Also kuschelte ich mich mit

Lisa im Arm in die Decken und schlief wieder ein. Abends gab es noch einmal eine Tasse Tee mit Zwieback und Fieber messen, dann war ich alleine für die Nacht. Schlafen konnte ich nicht so gut, ich hatte wohl tagsüber zu viel geschlafen. Mein Kopf tat weh, dauernd musste ich husten und Nase putzen und ich dachte daran wie es war, als ich zu hause krank im Bett lag. Da war Moni da und Mutti und sie lasen mir vor oder Moni spielte Kasperletheater und Mutti brachte mir Apfelsaft. Die zwei Tassen Tee den ganzen Tag über waren so wenig gewesen und ich hatte schrecklichen Durst. Unterm Wasserhahn im Klo konnte ich wenigstens trinken, das eiskalte Wasser tat mir gut für den Moment. Ich hatte auch nur ein einziges kleines Stofftaschentuch, das war schon so nass geschneutzt, dass ich es kaum noch benutzen konnte und zwischendurch immer wieder auf den zum Glück warmen Heizkörper legte. Meine Nase war wund und brannte wie Feuer, eine Creme dafür hatte ich nicht. Irgendwann schlief ich dann aber doch wieder ein und wurde am anderen Morgen mit dem Fieberthermometer, Tee und Zwieback geweckt. Es war Sonntag und normalerweise gab es Sonntags nachmittags für jeden ein Stück Kuchen und ein paar Bonbons, die hätte ich schon gerne gehabt. Aber die Erzieher befanden mich für zu krank für Süßigkeiten. Blöde Erzieher blöde, dachte ich ärgerlich! Den ganzen Tag liegt man hier alleine rum, keiner kommt mal außer dreimal am Tag für Tee und Zwieback und nicht mal den Kuchen kriege ich hier! Das werde ich alles meiner Mutti sagen wenn sie kommt, bestimmt kommt sie bald wenn sie erfährt dass ich krank bin! Da erschrak ich, wie sollte meine Mutti das erfahren? Ob ihr das jemand sagen würde? Fast hätte ich geweint, aber ich wollte nicht weinen, tapfer sein wollte ich wie Mutti es mir gesagt hatte und ein großes Mädchen sein. Also schluckte ich die Tränen wieder hinunter. Mutti würde kommen, bald, ganz bald, sicher, ganz sicher! Tagelang lag ich da alleine im Krankenzimmer, im Haus war nicht viel zu hören, nur ab und zu Schritte auf der Treppe und auch Stimmen, aber besuchen kam mich niemand. Zu wenig Kinder waren noch im Heim und ich war zu neu, als dass ich außer Regina und Uwe schon näher Freundschaft geschlossen haben könnte. Nach einer Woche war es dann vorbei, ich durfte nach dem kritischen Blick der Erzieherin aufs Fieberthermometer wieder aufstehen, aber nicht nach draußen in den Schnee, ich sollte im Haus bleiben für die nächsten Tage. Das war schon besser. Zumindest konnte ich jetzt spielen und lesen und abends Sandmann gucken. Am nächsten Samstag stand ich wieder am Tor vorm Heim und wartete auf meine Mutti. Irgendwann würde sie kommen und das wollte ich nicht verpassen! Da wo sonst eine kleine Wiese war lag eine frische Schneedecke und ich tapste mit meinen Füßen frische Spuren in die weiße Herrlichkeit. So vertrieb ich mir die Zeit, die Straße dabei nicht aus den Augen lassend. Auch wenn mein Vati mich längst vergessen hatte, er schrieb mir ja nicht einmal. Aber meine Mutti kommt bald, da war ich mir so sicher, dass ich nicht vergeblich wartete!

Einschreiben an das Kinderheim in Radebeul vom Referat Jugendhilfe in Pirna vom 19.02.1969

Beiliegend übersenden wir Ihnen einen an Andrea gerichteten Brief der Herrn B.

Wir bitten Sie, dem Kinde nur sinngemäss die Grüsse des Vaters auszurichten, da wir nicht wissen, wie Andrea auf diesen Brief reagieren würde. Unser Antwortschreiben an Herrn B legen wir durchschriftlich zur Kenntnissnahme bei.....

(Anm. der Autorin: Ich habe diesen Brief meines Vater nie bekommen, auch wurden mir keine Grüsse in irgendeiner Form ausgerichtet. Leider findet sich dieser Brief nicht in den mir vorgelegten Akten.)

Irgendwann in dieser Zeit beginnen auch die Träume. Die Alpträume. In dem einen laufe ich durch einen riesigen Wald. Ich bin gern im Wald, schon immer gewesen. Auch alleine. Ich hatte im Wald noch nie vor irgend etwas Angst. In diesem Traum aber suche ich den Heimweg. Ich laufe durch Wälder, die ich genau kenne, die mir vertraut sind und deren Wege doch immer nach hause geführt hatten. Nach hause, nach Cotta zu meiner Familie.

Doch in diesem Traum komme ich einfach nicht nach Hause. Je weiter ich gehe, desto fremder werden die Wege, die Bäume, die Felsbrocken am Wegesrand. Und ich bekomme Angst, schreckliche Angst. Ich will einfach nur nach Hause, aber ich finde den richtigen Weg nicht. Ich treffe auf immer mehr Wegkreuzungen, so viele Wege, und ganz egal, welchen ich nehme, ich komme einfach nicht nach Hause, zu meiner Mutter. Manchmal sind da Menschen, irgendwelche Leute, die ich nicht kenne. Und die frage ich nach dem richtigen Weg, aber keiner antwortet mir, niemand spricht mit mir. Ich bin so furchtbar alleine und laufe immer schneller weiter, die Angst treibt mich vorwärts, die Angst, meine Mutter, meinen Vater, meine Familie nie wieder zu finden. Ich weiß im Traum ganz genau, es liegt nur an mir, ich allein muss den Weg finden. Niemand wird mir dabei helfen, es ist meine Aufgabe ganz allein. Ich habe so schlimme Angst, zu versagen, den Weg nie zu finden...und irgendwann wache ich in Schweiß gebadet auf. Es dauert eine Weile, bis ich begreife, dass ich hier zwischen anderen 19 kleinen Mädchen im Schlafraum liege, es stinkt wie immer nach Pipi und ich höre, wie unruhig auch andere Mädchen im Schlaf gegen ihre Träume kämpfen. Aber ich weine nicht, auch wenn der Kloß in meinem Hals kaum noch herunter zu würgen ist.

Dann gibt es noch einen Traum. Ich bin zu Hause, im Schlafzimmer meiner Eltern, in dem auch schon seit ich denken konnte mein Bett stand. Es ist Abend, und ich schaue aus dem Fenster über die Bäume hinunter nach Pirna. Die Lichter in den Häusern sind angezündet und alles macht einen friedlichen und ruhigen Eindruck. Plötzlich, aus heiterem Himmel, leuchtet ein Blitz hell auf, er blendet mich, seine Spitze piekst sich in ein Haus da unten in Pirna und augenblicklich brennt das Dach lichterloh. Wie hypnotisiert stehe ich da am Fenster, schaue von oben herauf auf die Flammen, die wahnsinnig schnell um sich greifen. Sie fressen das Haus in Sekundenschnelle, erwischen ein zweites und wälzen sich, immer größer und heller werdend, den Berghang hinauf zu mir. Ich sehe Bäume, die wie riesige Fackeln brennen und ich spüre schon die Hitze. Aber ich kann nicht weg laufen. Wie angewurzelt bleibe ich am Fenster stehen. Ich will weg laufen, will schreien, will meine Mutter rufen, meinen Vater, meine Schwester. Ich muß ihnen doch sagen, dass wir alle bald verbrennen werden, wenn wir nicht weg laufen. Ich muss doch auf meine Familie aufpassen, muss sie beschützen, damit ich nicht so alleine bin. Aber ich kann es nicht. Ich stehe dort am Fenster und kann noch nicht einmal schreien. Ich kann niemanden warnen, ich kann niemandem helfen, ich kann noch nicht einmal mir selbst helfen. Und als die Flammen so nahe sind, dass sie mich und mein Elternhaus fast erreicht haben, wache ich endlich auf. Und wie in dem anderen Traum dauert es eine Zeit, bis ich begreife, dass es doch nur ein Traum war. Ein Traum, der mich wie der andere über mehr als 40 Jahre meines Lebens begleiten wird. Immer und immer wieder. Manchmal wöchentlich, manchmal weniger. Aber beide Träume werden nie aus meinem Leben verschwinden. Noch heute wache ich manchmal davon auf. Auch wenn ich längst weiß, warum sie da sind, was sie bedeuten, sie werden mich wohl immer begleiten und auch immer ein wenig noch erschrecken.

Am letzten Samstag der Winterferien hieß es, heute Abend ist Nachtradeln! Was ist das nun wieder? Nach dem Abendessen gab es den Sandmann, dann noch eine Stunde spielen und dann war es soweit. Wir zogen uns alle warm an, holten jeder einen Schlitten aus dem Keller und die Erzieher und zwei große Jungs hielten brennende Fackeln in den Händen. Gegenüber vom Heim zogen wir in den Wald, der gespenstisch im Mondlicht glitzerte. Ich dachte an den schwarzen Mummum und es war mir gar nicht wohl. Der Waldweg zog sich einen Berg hinauf, frischer Schnee lag auf den Wurzeln und wir traten ihn fest beim Aufstieg. Ein Erzieher blieb mit einer Fackel unten stehen, einer hielt in der Mitte an und oben setzte sich einer der großen Jungen auf seinen Schlitten. Er sollte die Spur festlegen. Ehrlich gesagt wäre ich lieber im Bett gewesen! Links und rechts die Bäume grabstchten gierig mit ihren Ästen und Zweigen nach mir, es war so dunkel, dass man nicht weit sehen konnte und ich hatte Angst vor den dicken Baumwurzeln und Steinen am Boden, die den Weg uneben machten. Dass es ziemlich kalt war merkte ich vor lauter Aufregung gar nicht. Dann war es soweit, ich wollte nicht als Feigling ausgelacht werden, also setzte ich mich auf meinen Schlitten und ab ging die wilde Fahrt. Holperig und kurvig war die Strecke, aber je weiter es nach unten ging desto mehr machte mir die ganze Sache Spaß! Auf halbem Weg leuchtete die Fackel in der Hand des

Erziehers, und ich wusste, ganz alleine war ich nicht in der dunklen Nacht. Das Glitzern des Schnees war auf einmal nicht mehr unheimlich, wie verzaubert schien der Wald und an den Mummumm glaubte ich sowieso schon lange nicht mehr! Schade, als ich unten ankam war ich richtig enttäuscht, dass es schon vorbei war! Schließlich war ich schon ziemlich groß und konnte hier mitten in der Nacht rodeln! Als alle unten waren zogen wir unsere Schlitten noch einmal nach oben und die zweite Fahrt war einfach herrlich! Schade, dass meine Freunde aus meinem Dorf mich nicht sehen konnten, die würden Augen machen! Als wir dann wieder im Heim ankamen mitten in der Nacht war ich so müde, dass ich, kaum dass ich im Bett lag, sofort ein schlief!

Nach drei Wochen waren die Ferien dann vorbei und der Heimalltag begann wieder. Langsam lernte ich die anderen Heimkinder und meine Klassenkameraden besser kennen und es fiel mir leichter. Aber ich hatte große Sehnsucht nach meinem Dorf und meinen Freunden dort. Da beschloss ich, ihnen einen Brief zu schreiben. Ich schrieb an meine alte Klasse und erzählte von der neuen Schule und dem Kinderheim. Etwa zwei Wochen später bekam ich viel Post. Das erste Mal dass ich im Heim Post bekam, und dann gleich 15 Briefe. Jedes Kind aus meiner alten Klasse hatte mir geschrieben. Zuerst war meine Freude groß, riesengroß. Doch je mehr ich las, desto trauriger wurde ich. Sie erzählten von zu hause, von meinem zu hause, was nun nicht mehr mein zu hause war! Ich wurde wütend, immer wütender und zum Schluss zerriss ich die Briefe alle. Nie wieder würde ich denen schreiben, nie wieder! Wieso waren die alle noch da? Wieso musste keiner von denen ins Heim und konnte in meinem Dorf bleiben? Wieso ich nicht? Wieso hatten die anderen all das, was mir so fehlte, immer noch? Wieso hatten die alle noch ein zu Hause und ich nicht? So plötzlich überkam mich die Sehnsucht und das Begreifen und eine Ahnung, dass es nie wieder so werden würde wie früher. Und plötzlich spürte ich in mir, wie der Verlust mich fast zerriss. Ich war so traurig und so wütend zugleich und alle Briefe zerfetzte ich in winzig kleine Stücke, bevor mich der Schmerz ganz überrennen und selbst zerreißen konnte.

Frau Müller, meine Erzieherin, schimpfte! Sie schimpfte mich schrecklich aus, dass man das nicht machen darf und man doch antworten muss auf die Post und das gehört sich einfach nicht! Warum ich das tat, danach fragte sie nicht, also habe ich es ihr auch nicht gesagt. Ich stellte mich einfach hin, die Arme vorm Bauch verschränkt und den Kopf auf die rechte Hand gestützt und dickschte. Lasst mich alle in Ruhe, hieß das, und nach ein bisschen Lästerei der anderen und Geschimpfe von Frau Müller taten sie das auch. Niemand sprach mich mehr auf die Briefe an und es sollte mehr als 40 Jahre dauern, bis ich wieder etwas von meinen alten Freunden aus Cotta hörte.

Dafür wartete ich nach wie vor jeden Samstag am Tor auf meine Mutti. Samstags nach der Schule fuhren die anderen Kinder nach hause oder wurden abgeholt und ich wusste, irgendwann werde auch ich abgeholt. Und eines Tages, ich war jetzt etwa 2 Monate im Heim, kam wirklich jemand für mich! Moni besuchte mich, und ich war glücklich, meine Moni war da und endlich jemand, der mich in die Arme nahm. Es war Frühling geworden und wir gingen zusammen spazieren. Sie erzählte mir, dass sie bald studieren würde, für den Herbst hatte sie einen Studienplatz und eine Wohnheimunterkunft in Löbau bekommen.

„Ist das weit weg?“ fragte ich sie.

„Ja, ein Stück schon, aber ich komme dich so oft ich kann besuchen.“

Und sie fragte mich wie es mir geht und ob ich mich eingelebt habe. Mit diesem Wort konnte ich nicht viel anfangen, ich verstand es nicht. Aber sie sah aus als ob sie ein „Ja“ erwarten würde und so nickte ich. Und ob ich schon mal Onkel Dietmar besucht hätte. Da erst fiel mir wieder ein, dass der ja hier irgendwo wohnte. Ich sollte ihn mal besuchen sagte sie mir und Grüße von den Bollaks und dann musste sie wieder fort. Ich war so traurig darüber, der Nachmittag so kurz gewesen, aber ich weinte nicht. Nie wieder wollte ich weinen, ich schluckte die Tränen einfach herunter wie immer.

Niederschrift vom 1.4.69 über eine Vorsprache des Herrn Dietmar B beim Jugendamt in Pirna

Er erklärt die Bereitschaft, die Pflegschaft für Monika und Andrea zu übernehmen während der Abwesenheit des Vaters. Es entsteht ihm damit die

Verpflichtung, die persönliche Bindung zu den Kindern zu halten und auch die gesetzliche Vertretung zu übernehmen. Für seine Ehefrau erklärt er ebenfalls die Bereitschaft zur Übernahme der Pflegschaft von Monika und Andrea.

Herr B bitte, bei Frau (Name geschwärzt) richtigzustellen, dass als erzieherischer Beitrag von Monika verlangt wurde, wenn sie längere Zeit in Radebeul ist, je Woche 1 Stück Butter beisteuert. Sonst wird nichts von ihr verlangt.....

Ostern kam näher und damit die Osterfeiertage, an denen wieder fast alle Kinder länger als das Wochenende über weg sein würden. Nach dem letzten Schultag hieß es, bevor alle abfahren erst mal Ostereier suchen! Also schnell Mittag essen und dann ab in den Park. Es war ein wunderschöner Frühlingstag. Wir hatten in den Tagen davor alle unsere Osternester aus Pappe gebastelt und angemalt, unsere Namen darauf geschrieben und abgegeben. Jetzt waren die alle im Park versteckt und jeder sollte seines finden. Mit Regina zusammen durchsuchte ich jeden Busch und jeden Baum. Viele Kinder hatten ihre Nester bereits, und von einigen hatten wir sie bei unserer Suche gesehen. Aber verraten wurde nichts, so wie auch uns keiner sagte, wo wir suchen sollten! Unter einem Haselnussbusch fand ich endlich mein Osternest, zwei hart gekochte und bunt gefärbte Eier waren darin und ein kleiner Schokoladenosterhase, Bonbons und ein paar Kekse. Was für ein süßer Schatz, ich freute mich riesig. Hatte ich doch schon Angst gehabt, ich würde leer ausgehen! Regina schaute ein bisschen traurig, und ich suchte mit ihr zusammen weiter. Aber so viel wir auch suchten, Reginas Osternest war nicht aufzuspüren. Längst hatten alle Kinder ihres, nur das von Regina war weg. Die Erzieher, die die Osternester versteckt hatten wussten auch nicht mehr, wo es gewesen sein konnte, und so bekam Regina dann ein Ersatzosternest. Eine kleine Schale aus der Küche, in der genau das selbe drin war wie in meinem und in allen anderen Osternestern! Glücklicherweise fuhr Regina dann nach hause zu ihrer Oma!

Wieder waren wir nur sehr wenige Kinder im Heim an den Ferientagen, aber ich durfte Kathrine zu hause besuchen. Ihre Eltern waren nett und freundlich zu mir und wir spielten in ihrem Zimmer. Sie zeigte mir ihre Sammlung aus Schokoladenpapier. So viel buntes Papier, und wenn man daran schnupperte konnte man noch riechen wie lecker das war, was einmal darin eingewickelt war. Sogar einige Verpackungen von Westschokolade waren dabei, die waren besonders bunt und Kathrine erklärte mir, dass der Preis darauf zwar auch Mark war aber nicht wie unsere Mark sondern Westmark. Und das EVP vor dem Preis hieß nicht, dass es auch so viel im Laden gekostet hatte. Das wäre nur ein empfohlener Verkaufspreis und jeder Ladenbesitzer könnte selbst bestimmen wie teuer er seine Schokolade und alles andere verkaufen konnte. Das fand ich ziemlich komisch, dass das Gleiche in dem einen Laden so viel und in dem anderen Laden so viel kosten konnte! Als ich sie fragte wie die ganze Westschokolade geschmeckt hatte, zuckte sie mit den Schultern. Sie hatte sie nicht selbst gegessen, sondern nur das Papier von Nachbarn und irgendwelchen Leuten bekommen. Seltsam, aber das tröstete mich irgendwie. Nicht nur ich musste oft zuschauen, wie andere etwas hatten, was ich nicht haben konnte! Manchmal war ich richtig neidisch, wenn andere Kinder, die nicht aus dem Heim kamen in der Schule eine ganze Banane verputzen oder ein Stück frische, grüne Gurke zum Schulbrot. Oder Bonbons und Schokolade auspackten und die seelenruhig verputzten! Jetzt sah ich, dass es Kathrine auch manchmal so ging und das verband mich mit ihr noch mehr als zuvor! Am Abend durfte ich sogar länger bei Kathrine bleiben und mit ihr und ihrer Familie Abendbrot essen. Ich fühlte mich fremd in dieser Familie und wagte nicht, auf dem reichhaltigen Wurstteller zu zugreifen, bis Kathrines Mutter mich extra aufforderte. Ich fühlte mich wie ein Eindringling, als die Familie von ihrem Tag erzählte und dabei lachte. Das war wie früher bei uns zu hause, hier hätte ich beim Essen reden dürfen und traute mich nicht. Und ich dachte daran, wie Moni mir früher Häppchen geschnitten hatte vom Brot und wie Mutti neben mir gesessen hatte und Vati mir gegenüber. Ich wollte nicht daran denken, denn ich wurde wieder ganz traurig und musste nicht nur das Brot runter schlucken. Später war ich noch oft zum Essen Gast bei Kathrines Familie, aber nie fühlte ich mich dazu gehörig. Nur wenn ich mit Kathrine alleine war in ihrem Zimmer oder auf Streifzügen durch die Weinberge, dann war es gut.

Im Heim ging alles wie gewohnt, der Tagesablauf war streng geregelt und ich war nicht mehr fremd. So oft ich konnte versuchte ich, Samstags gleich nach der Schule mit zum Bäcker zu gehen. Das hieß, zusammen mit einem anderen Kind den gummibereiften Mopedanhänger etwa eine halbe Stunde über Straßen und Feldwege zu schieben, beim Bäcker an der Hintertür zu klopfen und Brötchen für den Samstagabend, Weißbrot für das Sonntagsfrühstück und den Sonntagskuchen abzuholen. Der einzige Grund, den weiten und anstrengenden Weg zu machen waren aber die Kuchenränder! Der Bäcker hatte immer eine große Tüte bereit, die er uns schenkte. Darin waren von vielen verschiedenen Kuchensorten die breiten abgeschnittenen Ränder, die die Kunden nicht kaufen wollten. Manchmal waren an den Kuchenrändern sogar noch Teile, die die Sorte des Kuchens verrieten. Ein Stückchen Pflaume oder Kirsche oder süßer Belag vom Zuckerkuchen. Das versüßte den schweren Rückweg, denn der Karren war voll beladen und schwer. Sonntags im Heim gab es meistens nur Pflaumenkuchen, den ich nicht so gerne mochte. Ich freute mich trotzdem drauf, denn das war neben drei oder vier Bonbons dazu die einzige Süßigkeit, die wir außer am besonderen Feiertagen im Heim bekamen. Aber die Ränder der anderen Kuchen schmeckten tausendmal besser, so viele verschiedene Sorten waren da manchmal, und man bekam dabei etwas von dem zu schmecken, was andere Kinder häufiger hatten! Kuchenränder, das war die Lust meiner Radebeuler Kinderjahre!

Eines Tages wurde ein Mädchen aus meiner Gruppe, Jana, krank. Sie musste ins Krankenzimmer und weinte sehr. Jana hatte keine Puppe und keinen Teddy und fragte mich, ob sie meine Lisa heben könnte. Lisa saß die ganze Zeit oben auf dem Regal, sicher und geschützt vor Kinderhänden. Eigentlich wollte ich Jana meine Puppe nicht geben, denn Jana gehörte nicht zu meinen liebsten Heimkameradinnen. Sie war oft frech zu mir und ärgerte mich viel. Aber sie weinte so sehr und ich dachte daran, wie Lisa mein einziger Trost war, als ich krank und einsam im Krankenzimmer gelegen hatte. Also gab ich ihr meine Puppe. Als ich am nächsten Tag aus der Schule kam besuchte ich Jana im Krankenzimmer, um nach Lisa zu sehen. Aber Lisa war nicht da! Jana druckste kleinlaut herum, als ich sie nach meiner Puppe fragte. Aber ich wollte es wissen und drängelte. Da schrie mich Jana an:

„Deine blöde Puppe ist runter gefallen und außerdem ist das ein saudämliches Ding gewesen die hatte ja einen Kopf der ist gleich kaputt gegangen die hat ja überhaupt nichts ausgehalten so blöde war die hat ja nichts getaugt das doofe Viech und Frau Müller hat sie weg geschmissen war ja sowieso kaputt!“

Ich lief aufgeregt zu Frau Müller, ich wollte es einfach nicht glauben! Aber Frau Müller bestätigte mir, was Jana gesagt hatte. Meine Lisa kaputt und im Müll! Ich war so traurig, denn niemand schickte dieses Mal meine Puppe zu Frau Pupp doktor Pille und ließ sie gesund machen. Niemand fragte, was mir meine Puppe bedeutet hatte, keiner interessierte sich für meinen Schmerz! Ich würde meine Lisa niemals wieder sehen und zum ersten Mal ahnte ich, dass ich wohl auch meine Mutti niemals wieder sehen werde! Nein, diesen Gedanken wollte ich nicht denken, niemals! Meine Puppe war weg, als hätte es sie niemals gegeben, aber meine Mutti würde kommen und mich holen, ganz sicher würde sie das tun! Ich schluckte und schluckte und schluckte, so viele Tränen wollten aus mir heraus! Aber sie sammelten sich nur in einem Klos in meinem Hals.

Abends im Bett erzählte ich immer noch ein wenig mit Regina, und oft streichelten wir uns gegenseitig den Arm. Die Gänge zwischen den Betten waren sehr schmal und so konnten wir immer einen Arm heraus strecken und streicheln oder gestreichelt werden. Damit keiner zu kurz kam zählten wir immer langsam bis 20, dann wurde gewechselt. Wenn ich nicht einschlafen konnte und Regina schon träumte, dann nahm ich einen Bettzipfel, steckte meinen Kopf unter die Decke und in meiner Fantasie war mein Zipfelchen mein Kind. Ich beschützte es vor den Menschen da draußen und dachte mir aus, wie ich es füttern und baden würde, so wie meine Mutti es mit mir getan hatte. Ich stellte mir vor, wie es draußen schlimm regnete oder kalt wäre und dass ich dann sorgsam bemüht wäre, mein Kind warm und trocken anzuziehen und sprach in meiner Fantasie mit ihm, so wie es meine Mutter mit mir getan hatte. Das tröstete mich und ich schlief bald ein.

Freitags beim Duschen hatten wir ein neues Spiel entdeckt. Alle Mädchen zusammen gingen dann in den Waschraum, wir zogen uns aus und eine nach der anderen stellte sich unter eine der beiden Brausen. Waren wir nass, dann kippte uns eine Erzieherin Haarwäsche aus einer riesigen Flasche auf den Kopf und wir seiften uns von oben bis unten ein. Bald waren nicht nur wir klitschig und voller Schaum, sondern auch der geflieste Fußboden. Der lange Gang zwischen den Waschbecken war aalglatt. Irgend jemand rutschte aus und landete mit dem Hintern direkt vor der Dusche, an einen Ende des langen Mittelganges. Sie lachte, als sie merkte, dass sie mit dem Popo über den glitschigen Boden flutschte. Mit den Füßen am Rande der Dusche abgestoßen, rief sie laut „Bahn frei“ und sauste auf dem nackten Hintern über den ganzen Kachelboden. Das mussten wir alle probieren, und je mehr wir eingeseift waren desto mehr Spaß machte die Rutschpartie. Der Hintern brannte bald wie Feuer, aber aufhören konnte ich nicht. Immer wieder rutschte ich wie wild, und die anderen Mädchen taten es ebenso. Erst als mein Hintern so rot wie bei einem Pavian war hörte ich auf! Es machte einfach zu viel Spaß, da war es egal, wie schmerzhaft hinterher das sitzen war! Manchmal dauerte es bis zum nächsten Freitag, dass mein Hintern nicht mehr wund war, und dann ging es von vorne los!

Alle drei Monate wurden wir zum Frisör geschickt. Der war den Berg hoch durch den Wald im angrenzenden Dorf. Jeder, der es nötig hatte, bekam von Herrn Schramm eine Mark in die Hand gedrückt. Zu dritt oder viert machten wir uns auf den Weg. Beim Frisör angekommen lieferten wir die Mark ab, wurden auf einen Frisörstuhl gesetzt, bekamen einen weiten Umhang um und dann alle den gleichen Haarschnitt verpasst. Egal, ob Junge oder Mädchen, Hauptsache schön kurz, damit man nicht gleich wieder eine Mark ausgeben musste. So kam es, dass wir mitsamt unseren Kleidern alle ziemlich gleich aussahen und jedermann schon von weitem sah, dass wir aus dem Heim kamen. Nicht überall stießen wir auf nette Menschen. Mitunter hieß es, ach ja, aus dem Heim? Dann konnte ich sehen, wie sich Stirnen runzelten und die Leute einen Schritt zurück gingen. Heimkinder, da musste man aufpassen, man konnte ja nie wissen... Es gab Schulkameraden, die lieb und nett zu mir waren und mich auch mal nach hause zu sich einluden, aber wenn die Mütter dann schon von weitem sahen, dass ich aus dem Heim kam, dann sollten wir doch lieber draußen spielen. Manche fragten noch, wieso ich im Heim bin. Dann sagte ich, was ich immer sagte: „Mein Vati ist verreist und meine Mutti nicht da.“ Wenn man dann wissen wollte wo die denn wären dann sagte ich, das weiß ich nicht aber mein Vati ist in 5 Jahren wieder da. Komische Blicke trafen mich dann und manchmal sagte jemand, ich wäre Halbwaise. Mittlerweile hatten mir die anderen Heimkinder erklärt, was eine Waise, und was eine Halbwaise ist. Ich selbst habe das Wort lange Zeit nicht benutzt, denn meine Mutti würde ja sicher bald kommen und mich abholen. Ich wartete immer noch jeden Samstag in der Nähe des Tores. Nachdem schon einige Kinder darüber gelästert hatten tat ich so, als wenn ich dort spielen würde. Das ging ja schließlich keinen was an, dass ich da auf meine Mutti wartete!

Im Garten hinterm Heim wurden im Frühling die Schaukeln wieder angehängt und oft schaukelte ich hoch hinauf. Mit dem Rücken streifte ich dann die Zweige der riesigen Rotbuche, die dort wuchs und kam den Wolken immer näher. Schön war das! Streit hatte ich grundsätzlich immer nur mit Ruth. Oft prügelten wir uns sogar, Haare wurden büschelweise raus gezogen und gekratzt und gebissen, blaue Flecken hatte ich überall, aber ich ließ mir von ihr nichts gefallen! Kaum schafften es die Erzieher oder die größeren Jungs, uns auseinander zu bringen. Immer ärgerte sie mich, aber ich ließ mir nichts gefallen von ihr. Es ist in den ersten Monaten wohl kaum eine Woche vergangen, in der wir uns nicht geprügelt hätten.

Einige von den Heimkindern hatten Fahrräder. Auf dem großen Platz hinterm Haus reparierten sie diese oder fuhren einfach nur so im Kreis. Dass ich nicht Fahrrad fahren konnte ärgerte mich. Denn die anderen Kinder zogen mich damit auf und hänselten mich deshalb. Ich wollte es auch gerne lernen, aber wie? Keiner der Fahrradbesitzer gab seines ab, und so hatte ich dazu keine Gelegenheit. Uwe kam auf die Idee, wie er mir helfen könnte. Nicht weit vom Heim mitten im Wald war ein wilder Schrottplatz, auf dem viele Radebeuler ihren Sperrmüll einfach ablegten. Da gab es auch Einzelteile von Fahrrädern! Alt und verrostet alles, aber wir fanden einen Rahmen, zwei Räder ohne Schlauch und Reifen, eine Pedale, Lenkrad und eine alte kaputte Fahrradkette. Das

bastelten wir zusammen, die Kette reparierte Uwe für mich. So hatte ich endlich mein Fahrrad. Ohne Sattel und auf blanken Felgen konnte ich bald besser Rad fahren als die meisten anderen. Stolz zog ich im Stehen auf dem alten klapprigen verrosteten Teil meine Runden und es machte mir nichts aus, wenn die anderen Kinder darüber lästerten. Endlich konnte auch ich Fahrrad fahren!

Manchmal kam Moni für zwei oder drei Stunden zu Besuch am Sonntag. Dann gingen wir immer spazieren und erzählten uns Neuigkeiten. Leider war das sehr selten und immer nur so kurz! An einem Tag, als ich aus der Schule kam, sagte Herr Fordin, ich hätte Besuch und es wäre eine Überraschung! Meine Mutti, das konnte nur meine Mutti sein! Ich war so aufgeregt und konnte es kaum erwarten! Ich sollte ins Heimleiterbüro gehen, da ist mein Besuch! Endlich, meine Mutti! Wer sollte es sonst sein? Moni kam nur an Sonntagen und Vati war noch lange fort, die 5 Jahre sind ja noch lange nicht vorbei. Fast wäre ich die Treppe herauf gefallen, so schnell stolperte ich hoch. Ich zitterte wie Espenlaub, als ich endlich an die Tür vom Heimleiterbüro klopfte. Mein Herz schlug wie wild. Dann endlich das „Herein“ und ich machte die Tür auf. Gespannt schaute ich um die Ecke, wollte schon los laufen und meiner lieben Mutti in die Arme fallen, da sah ich eine fremde Frau sitzen. Sprachlos und maßlos enttäuscht blieb ich in der Tür stehen. Das musste ein Irrtum sein, die kannte ich nicht, die hatte ich noch nie gesehen. Die fremde Frau kam mir sehr alt vor und hatte kurze gelockte dunkelblonde Haare, war dünn und nicht sehr groß sah sie aus, wie sie da im Sessel saß. Sie schaute ernst und irgendwie streng auf mich.

„Aha, Du bist also die Andrea. Du hast ja einen schönen Namen!“

Was interessierte mich, was die von meinem Namen hielt? Was haben die immer mit meinem Namen? Will die sich einschmeicheln oder was? Und, wer ist das überhaupt? Fragend schaute ich zu Herrn Schramm rüber, der hinter seinem Schreibtisch saß.

„Komm rein und mach die Tür zu,“ sagte der, „das ist Frau Frank von der Jugendhilfe. Sie ist für dich zuständig und kommt extra aus Pirna her um dich zu besuchen.“ Ich sagte nichts, machte aber die Tür zu. Was die von mir will, und außerdem, Jugendhilfe, was ist das schon wieder?

Frau Frank sah mich scharf an und sprach: „Jetzt komm mal näher und sag Guten Tag zu mir.“ Hm, irgendwie gefiel die mir nicht, aber ich wollte nicht unartig sein, also ging ich näher ran, stellte mich ein Stück vor die Frau und sagte brav: „Guten Tag“. Frau Frank sagte, ich hätte es ja gut getroffen hier im Heim und dafür hätte sie gesorgt dass ich hier wäre und dass es mir doch gut geht und alles in bester und schönster Ordnung wäre. Aha, na wenn die das sagt, dann musste das ja so stimmen. Gefragt hat sie mich jedenfalls nicht. Also sagte ich auch nichts. Und wenn die mich hier her geschickt hat, wer weiß, wo die mich noch hin schicken konnte. Da war ich lieber vorsichtig. Dann packte sie eine Schachtel Katzensungen aus ihrer Tasche, reichte die mir und sagte: „Das hab ich Dir mit gebracht.“ Na prima, wenigstens etwas. Noch saß mir die schlimme Enttäuschung in den Gliedern, dass es nur eine fremde Frau war, die mich besuchte. Aber Katzensungen aus Schokolade, die mochte ich sehr gerne. Ich sagte artig: „Danke“, dann musste ich noch auf Wiedersehen sagen und konnte gehen. Nichts lieber als das, die Frau gefiel mir gar nicht! Später klärten mich die anderen Kinder auf, was Jugendhilfe ist. Dass die sich eben darum kümmerten, in welche Heime man kommt wenn man sonst niemanden mehr hat, wo man bleiben kann und dass die außerdem sowieso alles über uns Kinder zu bestimmen hatten und dass man sonst nichts von denen sieht oder hört. Na hoffentlich, scharf war ich sowieso nicht drauf, auch wenn mir die Sache mit den Katzensungen sehr gefallen hat.

Manchmal, wenn mir langweilig war, besuchte ich die Küchenfrauen. Ich konnte gar nicht oft genug zusehen, wie schnell die Kartoffeln pellten. Die heißen Ackerfrüchte, noch dampfend aus dem heißen Topf, wurden von den Frauen so schnell in den Fingern gedreht und dabei gepellt, dass man es mit den Augen kaum verfolgen konnte. Es faszinierte mich einfach, dass sich niemand dabei die Finger verbrannte und mit welcher Geschwindigkeit die Kartoffeln nackt in einer großen Schüssel landeten, um später als Bratkartoffeln oder Kartoffelsalat zubereitet zu werden. Schön war es auch, oben in der Nähstube bei den alten Frauen zu sein. Dann durfte ich Taschentücher bügeln oder ich sah einfach nur zu, wie die Nähmaschine ratterte. Wenn es dort oben zu langweilig wurde, dann durfte ich die große Dose mit den Knöpfen aus dem Regal nehmen. Riesig

war die Blechdose und barg wunderbare Schätze. Knöpfe in allen Farben und Formen kamen zum Vorschein. Alles, was irgendwo abgeschnitten wurde von alten Sachen wurde in der Dose aufbewahrt und es machte Spaß, die bunten und oft wunderschönen Knöpfe zu betrachten. Muster konnte man damit legen und dabei wunderbar träumen.

Eines Tages war ich oben in der Nähstube, da kam ein Junge mit einem Fettfleck auf dem Hemd. Frau Bergmann holte eine kleine Flasche aus dem Schrank, nahm einen Lappen und drehte die offene Flasche darauf herum. Dann rieb sie mit dem feuchten Lappen solange über den Fleck, bis der verschwunden war. Es roch merkwürdig, irgendwie abstoßend und gleichzeitig wurde mir komisch im Kopf. Tankstellen kannte ich damals noch nicht, darum wusste ich auch nicht, dass das Fleckenmittel stark nach Benzin roch. Dann wollte der Junge noch einen Knopf am Hemd angenäht haben und als er ging sah ich, dass er unbemerkt die Flasche mit dem Fleckenmittel in die Tasche schob. Komisch, was der wohl damit wollte? Ich schlich ihm nach und sah, wie er hinter der Treppe auf dem Dachboden verschwand. Vorsichtig um die Ecke lugend beobachtete ich, wie er sein Taschentuch mit dem Fleckenmittel nass machte und sich dann das Tuch unter die Nase hielt. Er lehnte sich zurück und sein Gesichtsausdruck wurde immer zufriedener. Was machte er da bloß? Ich wollte es wissen und gab mich zu erkennen. „Psst,“ machte er, zog mich in die Ecke und sagte: „Das ist toll, musste auch mal probieren, haste dein Taschentuch dabei?“ Klar hatte ich, mussten wir ja, wurde ja jeden Tag kontrolliert. Er machte mir ein paar Tropfen aus der Flasche auf mein Tuch, dann drückte er es mir gegen die Nase und ich lehnte mich zurück. Wunderbar leicht wurde mir auf einmal, die ganze Welt waberte vor meinen Augen, alles schien sich zu bewegen und war doch absolut nicht bedrohlich. Ich vergaß all meine Ängste, meine Sehnsüchte und Nöte, genoss nur dieses wunderbare Gefühl der Leichtigkeit in mir. Zusammen hockten wir so hinter der Treppe, wo uns niemand sah. Ein kleines Weilchen dem Alltag entfliehen lernte ich so, und oft klaute nun auch ich, wie die meisten anderen Kinder im Heim, Fleckenwasser. Die nächsten drei Jahre konnte ich so ab und zu flüchten in eine Welt, die mir allen Druck, allen Schmerz und alle Hoffnungslosigkeit nahm. Lange Zeit gehörte das Fleckenwasser schnüffeln einfach dazu, bis ich eines Tages zu viel davon nahm. Mir wurde so schlecht, dass ich einen ganzen Tag lang kotzte. Von da an war ich geheilt und konnte mein bisheriges Leben lang an keine Tankstelle gehen, ohne dass mir übel wird, bis heute.

In der Schule hatten wir auch Schulgartenunterricht. Im Winter gab es theoretisches Wissen zu lernen, im Frühjahr gingen wir in den Schulgarten, der gleich neben der Schule lag. Wir hackten Unkraut und säten Blumen und Gemüse. Im Frühsommer wurden die Erdbeeren reif und ich freute mich schon sehr darauf. Irgendwie ging ich davon aus, wenn wir die ganze Arbeit machen, dann dürfen wir die süßen roten Früchte auch essen. Wie groß war dann die Enttäuschung, als es nicht so war! Im Gegenteil, wer beim pflücken dabei erwischt wurde, sich eine Erdbeere in den Mund zu schieben, der bekam einen Tadel ins Klassenbuch. Drei Tadel bedeuteten aber, in Betragen eine Note schlechter auf dem Zeugnis zu bekommen! Und das wollte ich nicht. Es war so schwer, zu widerstehen, die leckeren roten Beeren in den Händen zu haben und nicht davon zu kosten! Wo ich doch so gerne Süßes hatte und so selten mal etwas bekam. Oh wie schade, aber die Erdbeeren wurden an den Lehrkörper verkauft und von dem Geld neue Pflanzen und Samen für den Schulgarten gekauft. Das Selbe galt für den Spargel, den wir stachen, aber den kannte ich sowieso nicht, wusste nicht, wie der schmeckt, das war mir egal.

Ich ging ansonsten gerne in die Schule, kam mit den meisten Kindern gut zurecht und hatte auch bald eine heimliche Liebe. Er hieß Tobias, ging in meine Klasse und war der Sohn eines reichen Tischlers. Seine Eltern hatten einen der wenigen privaten Handwerksbetriebe, die es damals in der DDR gab und ein riesiges Haus mit einem wunderbaren Garten. Das sah ich leider niemals von innen, konnte mir aber all die Pracht vorstellen, die es dort gab. Tobias war ein netter und freundlicher Junge, beliebt bei allen in der Klasse, war sportlich und war einer der besten Schüler. Ich war glücklich, wenn er mich nur anschaute und freute mich, wenn er einmal nebenher ein paar belanglose Worte mit mir wechselte. Eines Tages hatte ich einen bösen Hautausschlag in den Kniekehlen.

Es war schon fast Sommer und wir Heimmädchen trugen jetzt kurz ärmelige grau/grün karierte Kleider und graue Kniestrümpfe. Ich wurde zum Arzt geschickt, der verpasste mir eine schwarze Salbe, die ich auf meine Kniekehlen schmieren sollte und ja nicht verbinden, es sollte unbedingt frische Luft dran kommen. Also tat ich das, denn der Ausschlag juckte schrecklich und ich wollte den bald los werden. Ich dachte mir auch nichts dabei, denn schließlich hatte ich die Salbe ja vom Arzt. Als wir dann mit der ganzen Klasse zum Schulgarten liefen und ich mich gerade mit Kathrine unterhielt, hörte ich plötzlich von hinten eine Stimme: „Iiiiiiiii, die ist ja dreckig, ist ja nicht zu glauben, die hat ja sogar ne dicke Dreckkruste an den Beinen, die Heimkinder könnten sich auch ab und zu mal waschen!“ Ich drehte mich herum und wollte schon was sagen, dass ich ja nichts dafür kann und ich mich wohl jeden Abend ordentlich wasche, da sah ich, dass Tobias die bösen Worte gesagt hatte. Er schaute mich an, als wäre ich der letzte Dreck, sein Blick traf mich so hart wie eine Kanonenkugel. Sprachlos geworden drehte ich mich um, nicht mehr in der Lage, mich zu verteidigen. Es tat so weh, ausgerechnet von meinem heimlichen Schwarm so böse bloßgestellt zu werden, die anderen ringsum hatten ja alles mit angehört. Wieder einmal konnte ich nur schlucken, dann tat ich so, als wäre nichts gewesen. Kathrine nahm nur meine Hand und drückte sie fest, aber auch sie sagte nichts. Es hatte sie wohl fast genauso getroffen wie mich. Von da an war es vorbei mit meiner ersten Schwärmerei für einen Jungen, und Tobias hat es niemals erfahren. In dieser Zeit begann ich, ab und an meine Schultern ruckartig bis fast an die Ohren zu ziehen. Warum ich das tat, weiß ich nicht. Es passierte einfach so, und immer, wenn ein Erzieher das beobachtet, schimpfte er, das sollte ich nicht tun. Aber es passierte automatisch und irgendwie entspannte mich diese unwillkürliche Bewegung. Ich konnte nichts dagegen tun und die konnten meckern so viel sie wollten, ich konnte es nicht ändern. Auch das gehörte jahrelang zu mir. Meine Schultern besuchten meine Ohren immer wieder. Andere Heimkinder wipkelten ständig mit den Füßen, wenn sie irgendwo saßen und auch das war strengstens untersagt. Aber denen ging es wie mir, es passierte einfach so und man konnte nichts dagegen tun.

Unser Taschengeld war immer knapp und eigentlich nie so viel übrig, dass wir mal in einen Laden gehen konnten um uns etwas zu kaufen. Zum Glück war auch gar kein Laden in der Nähe, weiter als eine halbe Stunde mussten wir gehen bis zum nächsten Geschäft. Um unser Taschengeld aufzubessern gab es aber doch einen Weg. Schwer war der, aber machbar. Dann holten wir den alten Leiterwagen aus dem Keller und zogen zu zweit oder dritt los. Am anderen Ende der Straße, dort, wo ich damals aus der Straßenbahn gestiegen bin als ich ins Heim kam, war der Altstoffhändler. Auf dem Weg dort hin gab es sehr viele Häuser und sehr viele Menschen, die darin wohnten. Und manche waren dankbar, wenn wir klingelten und um Altstoffe baten. Manchmal gab es nur zwei oder drei leere Weinflaschen, manchmal ein kleines Bündel Zeitungspapier und manchmal sogar einen großen Sack Lumpen. Viele Leute schlugen uns auch die Türe vor der Nase zu, aber das machte uns nichts. Wir hatten unsere Stammhäuser, wo man extra für uns die Altstoffe aufbewahrte. Oft war der Handwagen nicht mal halb voll, wenn wir dann beim Altstoffhändler in der langen Schlange standen, um unsere Schätze abzugeben. Manchmal standen wir stundenlang für ein paar Groschen, manchmal aber war unser Handwagen randvoll, dann kam richtig Geld dabei heraus. Die Flaschen wurden gezählt und die Gläser, Papier und Lumpen wurden auf einer alten Getreidewaage gewogen und dann gab es das Geld dafür. Das wurde geteilt und anschließend direkt im Laden nebenan umgesetzt. Eine Tüte Bonbons kam immer dabei heraus, manchmal auch eine Tafel Schokolade oder ein paar Kekse. Ehe wir dann wieder im Heim zurück waren war alles aufgefüttert, und wir waren zufrieden.

Bald waren die Sommerferien heran gekommen und es gab Zeugnisse. Leider fiel meines nicht mehr so gut aus wie in meiner alten Schule, trotzdem wurde es gelobt als eines der besten im Heim. Das freute mich und machte mich auch ein wenig Stolz. Ich sollte so weitermachen sagten die Erzieher, dann würde ich sicher auch das Abitur machen können später mal. Darüber machte ich mir aber noch keine Gedanken, das war noch lange hin. Jetzt waren erst mal acht Wochen Sommerferien und das ganze Heim sollte zum Heimaustausch fahren. Heimaustausch, das hieß, dass wir Urlaub machen würden alle zusammen in einem anderen Kinderheim, diesmal irgendwo in der Nähe von Berlin. Dafür kamen die Kinder aus Berlin in unser Heim und machten bei uns Urlaub.

Es wurden Koffer gepackt, in der Nähstube ging es heiß her. In riesigen alten Lederkoffern wurden unsere Sachen verstaut, die wir in den zwei Wochen brauchen würden. Unsere Sonntagssachen kamen mit und die Badesachen, es wurde kontrolliert ob auch jeder einen Badeanzug oder eine Badehose hatte und Sachen, die wir beim Spielen anziehen konnten und Sandalen wurden anprobiert. Wem die vom Vorjahr nicht mehr passten, der erbt einfach ein paar, die anderen zu klein geworden waren, genau so ging es mit den Badesachen. Und dann ging es los. Wir fuhren alle zusammen mit der Straßenbahn nach Dresden, ich war seit dem Tag, als ich ins Heim kam, nicht wieder dort gewesen. Den Hauptbahnhof erkannte ich wieder, da stiegen wir in einen Zug und ab ging die lange Fahrt. Aus der Küche hatten wir jeder Brote mit bekommen für unterwegs, die waren nach einer halben Stunde aufgegessen. Lang war die Fahrt und anstrengend, aber irgendwann geschafft. Dann fuhren wir mit dem Bus in ein kleines Dorf. Dort wartete ein riesiges Haus auf uns, vier Stockwerke hoch und mit unheimlich viel Wiese rings herum. Wir wurden in Zimmer aufgeteilt und bekamen Handtücher aus dem Kinderheim dort. Der Speisesaal war dreimal so groß wie unserer und irgendwie sahen wir ziemlich verloren aus in einer Ecke. Hier waren sehr viel mehr Kinder untergebracht als bei uns, aber keines davon war anwesend in der Zeit, als wir uns dort aufhielten. Morgens nach dem Wecken wurden Turnsachen angezogen und wir mussten uns auf dem Platz vor dem Heim aufstellen zum Frühsport. Ein Erzieher stellte sich vor uns auf und wir mussten die Kniebeugen und Hüpfereien nachmachen, die er uns vormachte. Lust hatte keiner dazu, aber es half nichts. Nach dem Frühstück packten wir unsere Badesachen ein und liefen ein Stück an einen See. So einen großen See hatte ich noch nie gesehen, und die Erzieher erzählten uns, dass es hier noch mehr solch große Seen gab. Es war schön dort, wir badeten oft, die großen Jungs bastelten sich Angeln und holten manchen Fisch aus dem See. Der wurde dann ausgenommen und abends in der Küche gebraten. Ich mochte davon allerdings nichts essen, irgendwie kam mir die ganze Sache nicht geheuer vor. Viel war sowieso nicht dran an den kleinen Fischen, das hätte eh niemals für alle gereicht.

Wir wanderten viel und sangen unterwegs, zogen durch Felder und Wälder und die Welt war schön. Eines morgens wachte ich auf und mir tat das rechte Auge schrecklich weh. Als ich dran fasste stellte ich fest, dass da eine dicke Beule neben meinem Auge war. Das bescherte mir ein wunderschönes Erlebnis. Der nächste Arzt war weit weg, es war Sonntag, man musste einen finden, der Bereitschaft hatte. Für diesen Tag war eine Wanderung angesagt, 2 Stunden laufen bis zur nächst größeren Stadt und wieder zurück. In dieser Stadt war auch der Bereitschaftsarzt. Unser Gastkinderheim hatte ein kleines Boot mit einem Außenbordmotor und das sollte mich zum Arzt bringen. Während die anderen alle den weiten Weg in heißer Sonne laufen mussten, durfte ich mit einem Erzieher und zur Sicherheit noch einem großen Jungen mit dem Motorboot fahren. Es war herrlich! Über drei schier endlose Seen ging die Fahrt, Fische und Wasservögel begleiteten unseren Weg, an vielen Badestellen ging es vorbei und an anderen kleinen Booten. Schilf an den Ufern, Wälder und Felder, winzig-kleine Dörfer, ach die Welt war so schön! Mein Auge schmerzte sehr, aber das machte mir nichts aus. Mich umsehen konnte ich ja mit dem anderen. Um nichts in der Welt hätte ich diese Fahrt verpassen wollen. Meine Beine baumelten im Wasser und ich beobachtete die Wellen, die unser Boot schlug. Mein kleines Herz jubelte während ich den ungewohnten Luxus genoss. Leider war die Fahrt irgendwann vorbei, wir landeten in einem kleinen Hafen und der Arzt war nicht weit weg. Schnell kam ich an die Reihe und es wurde ein Furunkel festgestellt. Es tat unheimlich weh, als der Arzt mit einem kleinen Skalpell das Ding aufmachte, ich musste die Zähne fest zusammen beißen, um nicht zu schreien. Dann kam ein dickes Pflaster drauf und wir durften gehen. Dann trafen wir die anderen aus dem Heim und leider musste ich zurück laufen. Zwei andere Kinder hatten so dicke Blasen an den Füßen, dass die nicht mehr zurück gehen konnten. Es wurde befunden, dass ich ja nichts an den Füßen hatte und die anderen beiden mit dem Boot fahren sollten. Mehr Leute passten nicht hinein in das kleine Ding. Ein bisschen traurig war ich schon, aber diese eine Bootsfahrt konnte mir niemand mehr wieder weg nehmen. Später, als die Schule wieder angefangen hatte, beschrieb ich die Bootsfahrt im Aufsatz „Mein schönstes Ferienerlebnis“ und bekam dafür eine glatte „1 plus“.

Die zwei Wochen nahe Berlin waren leider viel zu schnell vorbei. In den Ferien waren unsere Erzieher immer irgendwie anders, lockerer. Es wurde nicht so viel geschimpft, mehr gelacht und wir hatten immer viel Spaß. Auf der Heimfahrt mit dem Zug hatten wir auch noch Glück. Eigentlich fuhr der Eilzug an Radebeul vorbei ohne Halt, wir hätten bis Dresden und wieder zurück fahren müssen mit der Straßenbahn. Unser Heimleiter Herr Schramm sprach aber mit dem Schaffner und der schaffte es tatsächlich, dass extra für uns ein Zwischenstop in Radebeul eingelegt wurde. Der Fußweg vom Radebeuler Bahnhof war zwar sehr weit und nach der langen Zugfahrt ziemlich anstrengend, aber wir waren schneller als geplant zurück in unserem Heim. Die Koffer mussten wir nicht tragen, die wurden am anderen Tag mit einem LKW gebracht. Von Dresden aus hätten wir die selbst schleppen müssen.

Wieder zurück, waren noch 6 Wochen Ferien übrig und die meisten Kinder fuhren wieder zu ihren Familien. Es wurde wieder still im Heim und manchmal langweilig. Manchmal traf ich mich mit Kathrine oder Martina, und eines Tages dachte ich an Onkel Dietmar. Den wollte ich endlich mal besuchen. Die Erzieher beschrieben mir den Weg und hatten mich auch bei meinem Onkel angemeldet. Erst verlief ich mich, aber nachdem ich jemanden gefragt hatte kam ich dann doch bei meinem Onkel an. Er wohnte in einem kleinen Haus neben einer riesigen Kirche. Ein kleiner Garten war um das Haus herum und oben in der ersten Etage wohnte ein alter Mann. Mein Onkel wohnte unten im Erdgeschoss in drei Zimmern. Ich klingelte, und Tante Margit machte auf. Zaghafte gab ich ihr die Hand, dann kamen schon Onkel Dietmar und mein Cousin Klaus-Dietmar. Denen gab ich auch die Hand und stand ziemlich dumm in der Küche. Tante Margit sagte wie froh sie wären dass ich in dem Heim so gut untergebracht wäre und dass sie sich nun keine Sorgen um mich machen müssten und sowieso keinen Platz für mich hätten. Das klang fast wie eine Entschuldigung, obwohl ich nie daran gedacht hatte, zu ihnen zu ziehen. Die wollten mich sowieso nicht haben, das hatte man mir ja schon in Cotta gesagt. Jetzt fragte ich mich schon, warum meine Familie eigentlich so nahe und doch so weit weg war die ganze Zeit. Dann zeigten sie mir meine Cousine, die vor ein paar Monaten geboren und noch ein Baby war. Die hieß Annekathrin und war richtig süß. Aber als ich sie streicheln wollte kam die Mutter meiner Tante zum Vorschein und verbot mir, meine Cousine anzufassen. Diese Frau kam mir sehr dick vor und sehr unfreundlich. Immer schaute die mich so komisch von der Seite an und wenn ich mich mal bewegte hieß es, mach dies nicht und fass das nicht an. Dann gab es Kaffee und Kuchen in der Küche. Ich hatte so gerne süßen Kuchen, aber ich war so eingeschüchert, dass ich mich kaum traute, das halbe Stück auf meinem Teller zu essen. Nach dem Kaffee führte mich Klaus-Dietmar in das Schlafzimmer. Dort waren drei Betten und das Kinderbett und viele Spielsachen. Das Schaukelpferd aus Holz hatte es mir besonders angetan, so eines hatte ich auch als Mutti noch da war. Nur schaukeln durfte ich damit nicht! Klaus-Dietmar erklärte mir, dass seine Mutter ihm gesagt hätte, ich dürfte nicht mit seinen Sachen spielen. Die wären sehr teuer gewesen und ich würde nur alles kaputt machen. So schaute ich zu, wie er mit seinen Bausteinen spielte und den Autos und all den anderen Sachen. Trotzdem war ich froh, eine Familie zu haben, einen Onkel und eine Tante und einen Cousin und jetzt noch eine Cousine dazu! Da konnte ich wenigstens den anderen im Heim erzählen, dass ich nicht mehr so alleine bin und auch jemanden habe! Als ich ging, kam Onkel Dietmar noch mit vor die Tür. Ernst schaute er mich an, und ich werde nie vergessen, was er zu mir sagte: „Egal, was Dir irgend jemand irgendwann mal erzählen sollte, eines solltest Du wissen und niemals vergessen, Eure Mutter hat Ihre Kinder immer geliebt und alles für euch getan, für euch beide, für ihre beiden Kinder!“. Ich wusste damals noch nicht viel mit diesen Worten anzufangen, erst viele Jahre später wurde mir deren Bedeutung bewusst. Und ich werde, trotz allem, was noch passiert ist, meinem Onkel sehr dankbar für diesen Satz sein! Seinen Bruder, meinen Vater, hat er nie erwähnt. Nie mir gegenüber, und ich glaube, auch anderen gegenüber nicht. In dem Buch, was er irgendwann einmal über seine Kindheit schreiben wird, fehlt der Bruder ganz und gar.

Den Sommer über gingen wir alle zusammen aus dem Heim oft ins Freibad. Bad Sonnenland war ziemlich weit weg, eine Stunde Fußweg über die Landstraße war zu bewältigen, aber es machte Spaß. Wir sangen viel und auf den Bäumen unterwegs wuchsen die Sommeräpfel, die uns manchen Durchfall bescherten. Schwimmen konnte

ich noch nicht, aber ich plantschte am Ufer des Natursees und lag stundenlang mit einem Buch in der Sonne, bis ich Sonnenbrand auf Rücken und Beinen und Armen hatte. Das machte mir nicht viel aus, einen Tag später schon schälte sich die verbrannte Haut und es kam eine leichte Bräune zum Vorschein.

Wir waren auch im Kino, da war ich noch nie und der erste Kinobesuch war ein tolles Erlebnis. Die „Olsenbande“ und später auch Louis des Funes brachten uns sehr viel Spaß. Außer den festen Essenszeiten tobten wir durch den Park oder ich schaukelte oder holte die geliebten Märchenbücher heraus. Moni besuchte mich und wir liefen den weiten Weg zur Eisdielen. Sie war jetzt schon in Löbau im Internat und hatte mehr Freiheiten als in Pirna, wo sie bei einer Lehrerin, Frau Gosser gewohnt hatte.

Als die Ferien zu Ende waren füllte sich unser Heim wieder. Neue Kinder kamen an, es war ja wieder Platz geworden durch die Schulabgänger. Endlich war ich nicht mehr die Neue! Ich ging nun in die dritte Klasse und war schon lange nicht mehr die Kleinste. Manchmal besuchte ich meinen Onkel und seine Familie. Da lernte ich auch den alten Mann kennen, der über ihnen wohnte. Während meine Tante zur Arbeit ging, passte er auf meine Cousine und meinen Cousin auf. Einmal, als ich da war, hatte er Nudelsuppe für die beiden gekocht und fragte mich, ob ich auch einen Teller haben wollte. Klar wollte ich, Hunger hatte ich immer, obwohl wir im Heim genug zu essen bekamen. Irgendwie hätte ich immer essen können und Nudelsuppe gehörte schon immer zu meinen Lieblings Speisen. Und diese Nudelsuppe besonders! Sie schmeckte, als hätte meine Mutti sie gekocht! So lecker, mit Gemüse und Fleisch drin, hmmm. Das sagte ich dem alten Mann auch, und mein Gesicht beim Essen sprach wohl auch Bände. Von da an hatte der alte Mann immer einen Teller Nudelsuppe für mich, wenn er wusste, dass ich meinen Onkel besuchte. Oft ging ich nur wegen der Suppe dort hin, so freute ich mich darauf. Diese Suppe war mehr für mich, als in den letzten Monaten irgendein Mensch für mich getan hatte! Eine Suppe wie von Mutti, das war Zuhause-Gefühl und Geborgenheit, weil ich wusste, dass der alte Mann diese Suppe extra für mich gekocht hatte! Nur für mich alleine brachte er dann einen vollen Teller dampfend-heißer Nudelsuppe nach unten, für mich ganz alleine!

Bald gab es in der Schule einen Wandertag. Das hieß, die ganze Klasse würde zusammen einen ganzen Tag lang einen Ausflug machen. Morgens trafen wir uns alle, dann ging es zu Fuß zur Straßenbahn, damit fuhren wir quer durch Dresden zum Schloss Pillnitz. Die anderen Kinder kannten den Park und die versteckten Spielplätze nicht. So oft war ich schon dort gewesen mit meiner Mutti und ich wünschte, sie wäre da. Ein paar mal musste ich schlucken, um nicht zu weinen und ich war traurig, dass mir an diesem Tag niemand Erdnüsse für die zutraulichen Eichhörnchen gab. Also kamen die Tierchen nicht zu mir und das heiterte mich nicht gerade auf. Die anderen Kinder aus meiner Klasse glaubten mir nicht, dass die wuscheligen Eichhörnchen bis zu einem kamen, wenn man Nüsse hatte und diese hinhielt. Das machte mich richtig wütend, aber überzeugen konnte ich niemanden außer Kathrine.

Auf einem der Spielplätze stand damals ein Klettergerüst, das man Pilz nannte. Rund war das Teil mit Eisenstreben zum Klettern und oben einem Dach aus Blech drauf. Bis oben hin stieg ich und schaute in die hohen Bäume. Da oben konnte ich träumen und mich beruhigen. Als unsere Lehrerin meinte, wir müssten zurück, rief sie uns alle zusammen. Schnell wollte ich vom Klettergerüst steigen und rutschte aus. Hart fiel ich etwa 2 Meter nach unten und ein heftiger Schlag am Hinterkopf ließ mich schwarz vor Augen werden. Und ich war auf einmal wieder sehr klein, war mit meinem alten Kindergarten hier an diesem Ort, lag genau inmitten des Pilzes wie jetzt auf dem Boden, war genau wie jetzt herunter gefallen und meine alten Freunde waren um mich und ich sah den Kopf meiner Kindergärtnerin über mir. Mir war ganz schwummerig im Kopf als ich wieder zu mir kam. Sekunden nur hatte es gedauert, aber auf einmal erinnerte ich mich an einen anderen Tag, einen vergangenen Tag hier in Pillnitz. Ich war 3 Jahre alt und mit meinem Kindergarten genau an dieser Stelle, und genau von diesem Klettergerüst gefallen. Und ich hatte genau wie an diesem heutigen Tag schrecklichen Durst und als ich nach Hause zu meiner Mutti kam, konnte ich nicht warten, bis sie mir etwas zu trinken gab. Ich drehte einfach den Wasserhahn auf und hielt meinen Mund unter den frischen nassen

Strahl. Und ich erinnerte mich, wie meine Mutter darüber schimpfte und mich in die Arme nahm und sich wunderte, wie man so großen Durst haben konnte.

Nun, heute war alles anders. Niemand würde zu Hause auf mich warten und es gäbe keinen, den es interessieren würde, wie viel Wasser ich kalt und direkt aus der Leitung trinken würde. Noch ein wenig schwindelig und wackelig auf den Beinen rappelte ich mich auf, Kathrine, die meinen Sturz als Einzige mitbekommen hatte, hängelte ihren Arm in meinen und stützte mich ein paar Meter, dann war es vorbei und die Welt um mich herum drehte sich nicht mehr. Nur die Erinnerung an einen längst vergangenen Tag blieb mir. Im Oktober kam Georg, der Bruder von Michi zu mir ins Heim. Er holte mich ab, um mit mir zu Moni zu fahren, die ja schon einige Zeit in Löbau im Internat war. Wir fuhren den weiten Weg mit dem Zug von Radebeul aus, hatten einen schönen Tag und abends im Dunkeln brachte er mich zurück. Ich wunderte mich, dass Michi nicht gekommen war und Moni erklärte mir, dass sie mit ihm „Schluss gemacht“ hätte. Das konnte ich gar nicht verstehen und fragte sie, warum. Ja, sie würde ja jetzt studieren und Michi ist nur ein einfacher Handwerker, das passte nicht zusammen. Den Zusammenhang konnte ich nicht verstehen, sagte aber nichts dazu. Warum hat man jemanden auf einmal nicht mehr lieb, nur weil er nicht studiert? Komische Welt, dachte ich, und nahm mir vor, dass mir das später mal ganz egal sein würde. Ich hatte doch meine Mutti auch lieb, und sie hatte auch nicht studiert. Und was wäre, wenn ich mal nicht studieren würde, hat Moni mich dann auch nicht mehr lieb? Ich fragte lieber nicht weiter, daran wollte ich nicht denken. Mein Geburtstag kam näher und ich wusste schon von den anderen Kindern, dass sich jedes Kind an seinem Geburtstag ein Geschenk im Wert von 3 Mark wünschen durfte. Wir bekamen sogar das Geld in die Hand und durften unser Geschenk selbst einkaufen gehen, gegen Quittung natürlich. Oh ich freute mich darauf und überlegte mir, was ich alles dafür kaufen würde. 3 Mark, das war nun wirklich mal eine großartige Sache! Vielleicht Bonbons oder bekam man dafür vielleicht ein Spiel? Nein, ich würde mir einen kleinen Teddy kaufen und hoffte, dass ich den für 3 Mark bekommen würde. Mein alter Teddy saß sicher noch bei Familie Bollak auf dem Stubensofa, wo ich ihn zurück gelassen hatte, damit sie ein Andenken an mich hatten. Aber ich wollte so gerne einen Teddy für mich haben abends im Bett, dann konnte der mein Kind sein und ich brauchte keinen Bettzipfel mehr dafür nehmen. Ja, ich würde mir einen Teddy kaufen! Leider hatte ich einmal mehr die Rechnung ohne den Wirt gemacht, sprich ohne meine Erzieher. Die erklärten mir, dass wir nach den Winterferien in der Schule Schwimmunterricht haben und ich dafür eine Badekappe brauche. Im Übrigen kauft sich jedes Jahr jedes Kind, das Schwimmunterricht hat, eine Badekappe vom Geburtstagsgeld. Denn länger als ein Jahr hielt so ein Ding nie. Und Badekappen waren Pflicht beim Schwimmunterricht in der Halle. Also bekam ich ein paar Tage vor meinem 9. Geburtstag 3 Mark in die Hand gedrückt. Regina kam mit mir, ich kannte die Läden noch nicht alle und die Ladenstraße war weit weg, ein weiter Fußweg, beim Bäcker vorbei und noch ein Stück weiter. Beim Spielzeugladen blieb ich stehen und schaute auf die Auslagen. Naja, ich hätte sowieso keinen Teddy für 3 Mark bekommen. Die Preisschilder überzeugten mich. Also dann ins Sportgeschäft und ich erstand eine gelbe Badekappe. Gefreut habe ich mich trotzdem, das war ja schließlich auch mal wieder was Neues ganz für mich alleine.

Mein Geburtstag war an einem Freitag, aus der Küche kam ein runder Sandkuchen, den ich mir gleich zum Frühstück mit den Kindern aus meiner Gruppe teilte. Dazu gab es eine Tafel Schokolade und eine Tüte Bonbons. Die wollte ich mir aufheben, nur für ein paar Tage, aber ein paar Stücke musste ich einfach kosten. Am Samstag Nachmittag war ich bei Onkel Dietmar eingeladen, um meinen Geburtstag zu feiern. Ich freute mich sehr darauf. Ein Geburtstag war ja schließlich etwas ganz Besonderes. Ich durfte sogar die Sonntagssachen anziehen und fand mich richtig schick. Sonntagssachen, das hieß, ein Kleid, das ich noch von zu Hause hatte und gute Schuhe und keine grauen Strumpfhosen. Frau Müller packte mir noch meine Schürze in einen kleinen Beutel, die sollte ich anziehen wenn es Kuchen gab, damit ich mir mein Kleid nicht schmutzig machte. Hm, ich wollte das nicht und vorsichtshalber ließ ich den Beutel auf meinem Stuhl liegen. Aber schon fast aus der Tür drückte mir Frau Müller das Ding dann doch noch in die Hand. Also blieb mir nichts anderes übrig, als die Schürze mit zu nehmen. Bei Onkel Dietmar angekommen gratulierten mir alle und Onkel Dietmar fragte mich auch gleich, was ich

wohl in dem Beutel habe? Ich zeigte ihm meine Schürze, und er fragte mich, wofür die denn gut wäre?

Und ich antwortete mit den Worten, die mir auch meine Erzieherin gesagt hatte: „Zum Kaffee trinken wenn es Kuchen gibt.“

Mein Onkel verzog sein Gesicht, erst zu einem Grinsen, dann lachte er lauthals auf und sagte: „Ja denkst Du wirklich, extra wegen Dir gibt es heute Kuchen?“

Er hätte mich ebenso gut ins Gesicht schlagen können, die Wirkung wäre gleich gewesen. Vor Scham wäre ich am Liebsten im Boden versunken. Bisher wusste ich noch nicht, was Peinlichkeit ist, an diesem Tag habe ich es erfahren. Er lachte und lachte und schlug sich auf den Bauch und rief seine Frau und deren Mutter, meinen Cousin auch noch und erzählte mit Lachtränen in den Augen, dass ich glauben würde, es gäbe Kuchen nur weil ich Geburtstag hatte! Was es da zu lachen gab verstand ich nicht, und dass dann alle um mich herum standen und mit ihm lachten, das konnte ich schon gar nicht in meinen Kopf bekommen. Ich fühlte, wie ich rot wurde im Gesicht, mein Kopf brannte und ich wäre am Liebsten davon gerannt. Es war so schrecklich, aber ich konnte nicht fort, alle standen um mich herum und ich war wie angewurzelt am Boden. Irgendwann beruhigte sich meine Familie aber wieder, und irgendwann gab es tatsächlich Kaffee und Kuchen. Als ich dann meine Schürze anzog, wie mir befohlen worden war von meiner Erzieherin, schämte ich mich noch einmal. Nein, dieser Kuchen schmeckte mir gar nicht an diesem Tag, ich bekam mit dem dicken Klos im Halse kaum einen Bissen herunter. Die Sehnsucht nach meiner Mutti und Vati und Moni war so groß, sie hätten bei mir sein sollen an meinem Geburtstag, aber keiner war da von denen. Meine richtige Familie war weg. Wo? Außer von Moni wusste ich es nicht, und meine Mutter war auch an diesem Tag nicht ins Heim gekommen, um mich abzuholen. Und auf Vati brauchte ich such nicht zu warten, so viel wusste ich ja nun schon.

Abends im Heim dann legte ich meine Schätze unter mein Kopfkissen. Die Badekappe, die restliche Schokolade und Bonbons. Ich freute mich darüber, das war meins ganz alleine! Müde und erschöpft schlief ich ein und mitten in der Nacht wurde ich durch einen ohrenbetäubenden Lärm geweckt. Eine Posaune oder Trompete schlug Alarm fast vor unserer Schlafräumtür. Verwirrt schaute ich um mich und hörte schon die anderen Mädchen rufen: „Feueralarm, Feueralarm!“ Herr Fordin, der an diesem Wochenende Nachtwache hatte, stand in der Tür und schrie: „Alles raus hier, es brennt, es brennt! Nichts mitnehmen, alle raus, lasst alles liegen, schnell schnell, beeilt Euch raus hier und runter auf den Hof!“

Ich erschrak fürchterlich. Wie, ich sollte all meine Geschenke zurück lassen? Nein, niemals. Also packte ich die, aber Herr Fordin schrie mich an: „Alles wird hier gelassen, leg das hin und raus hier!“ Mir blieb nichts anderes übrig als meine Geschenke auf mein Bett zu legen und ich rannte zur Tür. Was ich da sah, ließ fast mein Herz stehen bleiben! Direkt neben unserer Schlafräumtür brannte es lichterloh, die Flammen schlugen höher als mein Kopf war und es qualmte schrecklich! Ich wollte nicht vorbei, konnte es nicht, stand da und hatte riesige Angst! Von hinten drängten die anderen und endlich schuppste mich Herr Fordin hinaus, vorbei am Feuer und ich fand mich Augenblicke später auf dem Hof wieder. Zitternd standen wir in unseren Nachthemden in der Novembernacht. Es dauerte nicht lange und Herr Fordin kam ebenfalls auf den Hof, er trug eine Winterjacke, die er vorher nicht an gehabt hatte. Das bemerkte ich vor lauter Angst und Schrecken aber gar nicht gleich. Nur Regina atmete erleichtert auf, stieß mir in die Seite und meinte abschätzig: „Guck mal, der hat ne Stoppuhr in der Hand, das war bloß ein Übungsalarm!“ Wie, was, Übungsalarm, hab ich ja noch nie was von gehört. Was ist das denn? Schon baute sich unser Erzieher vor uns auf und erklärte uns, dass wir nicht schnell genug gewesen wären und im Ernstfall sicher alle jämmerlich verbrannt oder erstickt wären und das man das jetzt öfter üben muss. Kopfschüttelnd schaute er auf seine Stoppuhr und hielt uns eine lange Predigt, was hätte alles passieren können. Kaum einer von uns konnte zuhören, zu laut klapperten unsere Zähne vor Kälte. Als wir endlich wieder ins Haus durften sah ich, dass einer der großen Jungen gerade das Feuer vor unserer Schlafräumtür löschte. Jetzt erst erkannte ich, dass da eine riesige Eisenschale stand, in der man Holz angezündet hatte, um den Übungsalarm echt wirken zu lassen. Einerseits war ich sehr erleichtert, dass es doch nur eine Übung gewesen war, andererseits war ich sehr traurig, dass mein Geburtstag so enden musste. Aber wenigstens waren meine

Geschenke noch da, und noch in der Nacht Futterte ich meine Schokolade und lutschte meine restlichen Bonbons unter der Bettdecke zusammen mit Regina. So aufgeregt konnten wir doch nicht gleich wieder einschlafen, und ehe doch noch etwas passierte wollte ich wenigstens meine Süßigkeiten verputzt haben!

Ob es nun an den Bonbons mitten in der Nacht lag oder sowieso fällig war weiß ich nicht, aber ich bekam die Woche darauf schlimme Zahnschmerzen. Also sollte ich zum Zahnarzt gehen. Frau Müller erklärte mir den Weg, nur zwei Straßen weiter und dann um die Ecke. Trotz Zahnschmerzen erinnerte ich mich an meinen ersten und letzten Besuch beim Zahnarzt und mir war gar nicht wohl. Am Liebsten hätte ich geweint, aber ich wusste, die Kinder hätten mich schrecklich ausgelacht, und das konnte ich einfach nicht ertragen. Außerdem, große Mädchen weinen nicht! Da hieß es, allen Mut zusammen nehmen und losgehen. Der Zahnarzt war sehr nett und eine Schwester gab es auch, die in ihrem weißen Kittel so sauber und nett aussah. Und was ich für einen schönen Namen hätte sagte die. Das ging mir langsam auf die Nerven, immer meinte irgendwer ich hätte einen schönen Namen! Was sollte das? Aber ich hatte keine Zeit darüber nachzudenken, ich wünschte nur, meine Mutti wäre da und alles wäre gut. Diesmal sträubte ich mich aber nicht, den Mund auf zu machen und die Spritze schaute ich lieber gar nicht erst an, Augen zu und die Hände um die Armlehnen gekrallt ertrug ich tapfer sogar das Zahn ziehen. Nur der dicke Klos im Hals, den konnte ich gerade nicht herunter schlucken. Mehr und mehr vermisste ich meine Mutter, meine Schwester, meinen Vater, einfach alles, was ich jemals gehabt hatte.

Moni kam mich wieder besuchen, sie hatte es nicht geschafft an meinem Geburtstag und ich freute mich wie immer, als sie neben der Mauer ums Heimgelände auftauchte. Ich lief ihr entgegen und umarmte sie wie immer. Aber lachen konnte ich mit ihr nicht. Ich war so traurig, und konnte gar nicht richtig sagen, warum. Das Leben hier war nicht einfach und ich fühlte mich so sehr einsam. Moni sagte ich nichts davon, ich teilte ihr nur meinen Entschluss mit, den ich gefasst hatte: Ich wollte einfach nichts mehr essen! Aber ich sagte ihr nicht, dass ich hoffte, dann käme meine Mutti mich endlich abholen, ganz bestimmt, sie würde nicht zulassen, dass ich verhungere! Dass meine Schwester erschrocken war, das sah ich nicht. Und auch nicht, dass sie sich große Sorgen um mich machte. Als sie dann wieder fort war und ich beim Abendessen saß, ohne die Brote anzurühren, wurde ich gefragt, warum ich nichts esse. „Mir ist übel,“ antwortete ich. „ach, hast wohl zu viel Süßes mit deiner Schwester gegessen, dann geh und leg dich ins Bett,“ war der ganze Kommentar.

Am nächsten morgen, es war Sonntag und es gab Weißbrot, wollte ich auch nichts essen. Da kam das Fieberthermometer wieder zum Vorschein, und als Ergebnis wurde ich für gesund befunden. Naja, die wird schon wieder essen, hörte ich Frau Müller zu Herrn Fordin sagen. Aber die aß nicht wieder, jedenfalls nicht so schnell. Meinen Hunger, der mit der Zeit kam, den stillte ich mit Wasser aus dem Wasserhahn im Klo oder ich ging auf den Dachboden und schnüffelte aus der Fleckenwasserflasche. Ich wurde ausgeschimpft und durfte keinen Sandmann mehr gucken zur Strafe, aber ich aß trotzdem nicht. Nach 2 Tagen musste ich ins Heimleiterzimmer zu Herrn Schramm. Der fragte mich, was los sei. „Nichts,“ sagte ich ihm, „ich hab keinen Hunger!“ Er schaute mich kopfschüttelnd an und ich durfte wieder gehen. Nach 5 Tagen, ich hatte sowieso keinen Hunger mehr, musste ich wieder zu ihm. Ich durfte mich in einen der weichen Sessel setzen und Herr Schramm kam hinter seinem Schreibtisch hervor. „Weißt Du, ich kann verstehen, wenn Du keine Lust mehr hast zu essen. Darum habe ich mal ein bisschen herum telefoniert und du wirst dich sicher freuen, was ich dir jetzt verrate. Bald schon, sehr bald, nämlich nach den Winterferien, wird deine Schwester hier in Radebeul studieren. Ich habe ihr am Telefon erzählt dass du nicht mehr essen magst und sie sagte mir, dass du ihr das schon angekündigt hattest. Und dass sie in deiner Nähe sein will. Da habe ich ihr geholfen und im Februar wird sie dann hier studieren und auch hier im Wohnheim sein. Dann kannst du sie ganz oft besuchen und bist nicht mehr so alleine! Nur, wenn du bis dahin nichts essen wirst, dann wirst du sehr krank und dann verhungern wie der Suppenkasper, willst du das? Dann wäre deine Schwester sehr traurig und ich auch. Willst du nun ab heute wieder essen?“

Ich schluckte, konnte gar nichts sagen, der Klos in meinem Hals war wieder riesig und fast hätte ich geweint vor Freude und Erleichterung. Meine Moni wird bald da sein und

dann bin ich nicht mehr ganz so alleine! Ich schluckte und schluckte an dem dicken Klos herum und der ging nicht weg und sagen konnte ich gar nichts, nur mit dem Kopf nicken. Herr Schramm lächelte, wir verstanden uns und ich konnte gehen. Von da an habe ich wieder gegessen und freute mich auf den Tag, an dem Moni in meiner Nähe sein würde. Aber erst einmal stand Weihnachten vor der Tür, und ich sollte als eins der wenigen Kinder im Heim bleiben müssen über die Feiertage. Daran denken wollte ich gar nicht, denn die Erinnerung an das letzte Weihnachtsfest, das erste ohne meine Familie, ohne meine Mutti, war schon schlimm genug. Weil Monis Internat über die Festtage geschlossen werden sollte, konnte sie aber nicht dort bleiben. Darum sollte sie Frau Gosser besuchen, ihre ehemalige Lehrerin, die sich im Pirna um Moni gekümmert hatte. Moni schrieb mir, dass sie Frau Gosser gebeten hatte, mich mitbringen zu dürfen und die hatte eingewilligt. Na wenigstens musste ich jetzt nicht im Heim bleiben, das war schon was und ich freute mich darauf, endlich wieder ein paar Tage mit meiner Schwester verbringen zu dürfen, nicht nur immer nur mal ein paar Stunden am Nachmittag. So würde Weihnachten sicher doch sehr schön werden.

Erst einmal aber wurde Weihnachten im Kinderheim gefeiert, und die Vorbereitungen liefen auf Hochtouren. Für uns Kinder bestanden die hauptsächlich aus den Überlegungen, was man sich wohl wünschen sollte. Für jedes Kind machte der Staat 30 Mark locker, und das war doch riesig! Oh was hätte ich mir alles wünschen wollen, einen Teddy oder eine neue Puppe oder ein anderes Spielzeug? Da dachte ich an meinen Geburtstag und wer weiß, was ich nun wieder zu wünschen hatte anstatt dem, was ich gerne wollte! Aber dem war nicht so, dieses Weihnachtsgeschenk sollte wirklich nur aus unseren Wünschen bestehen! Ich sprach mit Regina darüber und die meinte: „Also wenn du dir eine Puppe oder einen Teddy wünschst, dann wirste von den anderen komplett ausgelacht. Das machen nur die Kleinen aus der 1. Klasse, wir sind doch schon in der Dritten!“

Hm, ausgelacht wollte ich nicht werden. Schade. Was dann? Es sollte doch etwas sein, das nur mir alleine gehören würde. Etwas, das ich nicht teilen musste wie all die anderen Spielsachen und Anzihsachen, die dem Heim gehörten! Lange dachte ich nach, dann wusste ich es, ich wollte mir ein großes dickes Märchenbuch wünschen. Also setzte ich mich hin und malte einen wunderschönen Wunschzettel für den Weihnachtsmann. Der war vorne drauf zu sehen mit einem Schlitten und einem Tannenbaum und auf der Rückseite schrieb ich meinen Wunsch auf, den ich auch mit Tannenzweigen und brennenden Kerzen darauf verzierte. So wird es gehen, und dann legte ich meinen Wunschzettel zu den anderen auf den Stapel auf dem Erzieherschreibtisch.

Als endlich der letzte Schultag vor den Ferien da war wurde in der Schule morgens wieder vorgelesen, dann durften wir gehen. Alle waren total aufgeregt, denn die meisten Heimkinder fuhren ja morgen irgendwo hin zu den Festtagen und darum war heute schon unser Weihnachtsabend im Kinderheim. Erst mal schnell Mittag essen, dann Wäschetausch auf dem Dachboden in der Nähstube und dann alle duschen, damit wir auch schön sauber für die Festtage waren. In der Zwischenzeit rumorten einige Erzieher, die Küchenfrauen und der Hausmeister im Speisesaal herum. Wir versuchten, durch das Schlüsselloch der großen Tür zu spähen und einen Blick auf das Treiben dahinter zu erhaschen, aber irgendwer jagte uns immer fort. Also mussten wir uns gedulden, warteten im Gruppenraum auf das, was kommen sollte. Es schien ewig zu dauern, aber endlich, irgendwann kam Frau Müller und ließ uns mal wieder der Reihe nach vor der Tür in der Schlange antreten. Mucksmäuschenstill war es heute, niemand wagte, auch nur ein Wort zu flüstern, obwohl wir alle ziemlich aufgeregt und zappelig waren. Dann führte uns Frau Müller in den Speisesaal. Draußen war es schon dunkel, das elektrische Licht gelöscht und vor dem großen Fenster hinten stand ein riesiger, wunderschön geschmückter und hell erleuchteter Tannenbaum. Die Tische waren zu zwei langen Tafeln zusammen geschoben worden, auf den weißen Tischtüchern standen brennende Kerzen und Tannenzweige schmückten die festlichen Tafeln. Bunte Teller standen da, gefüllt mit Apfelsinen und Nüssen, rotbäckigen Äpfeln und Schokoladenweihnachtsmännern und Spekulatius. Jedes Kind setzte sich vor einen der Teller und wir machten lange Augen um zu erspähen, was wohl alles auf unseren Weihnachtstellern lag. Mir tropfte der Zahn, so viele süße Schätze, kaum zu glauben. Ewig hatte ich nicht so viele Leckereien auf einmal

gesehen! Ich sah das Glitzern in den Augen der anderen und wusste, die freuten sich ebenso wie ich.

Alle redeten durcheinander, das gab ein ziemliches Geschnatter und endlich rief Herr Schramm, unser Heimleiter: „Nun seid doch mal alle still. Man versteht ja sein eigenes Wort nicht!“ Fast schlagartig trat Ruhe ein, denn von unseren heiß ersehnten Geschenken hatten wir noch nichts entdecken können. Küchenfrauen und auch die Nähstuben-Omas, alle Erzieher und die Nachtwache, Frau Seitz, standen im Hintergrund an der Wand und lächelten. Plötzlich gab es ein lautes Gewummer an die Tür in die Stille hinein. „Oh, wer mag das denn sein?“ fragte Herr Schramm laut mit einem schelmischen Lächeln.

„Der Weihnachtsmann, der Weihnachtsmann,“ antwortete der Kinderchor fast wie aus einem Mund. Wieder polterte es laut an der Tür, Herr Schramm wandte sich wieder an uns: „Soll ich mal aufmachen, oder hat hier jemand ein schlechtes Gewissen?“ Die meisten riefen laut: „Aufmachen, aufmachen!“ und nur wenige bekamen etwas rote Farbe im Gesicht und waren auf einmal sehr still. Also öffnete Herr Schramm die Tür und der Weihnachtsmann kam herein. Er zog den Mopedanhänger, den wir Samstags zum Bäcker schoben, hinter sich her, auf dem zwei riesengroße, prall gefüllte Säcke standen. In der anderen Hand hielt er eine Gerte, und ein bisschen komisch wurde mir schon zumute. Was das wohl werden würde?

Der Weihnachtsmann drehte sich um zu seinem Wagen, öffnete einen der Säcke und nahm ein bunt verpacktes Paket heraus. Dann las er den Namen vor, der darauf stand und bat das Mädchen zu sich. „Na,“ sprach der Weihnachtsmann, „warst Du denn immer schön artig?“ Ein klein wenig stotternd kam die Antwort: „Ja-a“.

„Na, dann hab ich hier was für Dich, ich hoffe, es gefällt Dir!“ Schnell nahm das Mädchen ihr Geschenk im Empfang, dankte knicksend und machte sich fix wieder zurück auf ihren Stuhl. Dann der nächste Name, ein Junge aus meiner Gruppe musste nach vorn.

„Na, ich hab gehört, dass Du nicht immer ganz so artig warst, hast du dir denn überhaupt ein Geschenk verdient?“ wurde der gefragt. Ein knallrotes Gesicht reichte als Antwort.

„Kannst Du mir denn wenigstens ein Gedicht aufsagen oder ein Weihnachtslied vorsingen?“

Es dauerte einen Moment, dann kam schnell und ohne Pause aus dem Kindermund gesprudelt:

*„Lieber guter Weihnachtsmann,
schau mich nicht so böse an,
stecke deine Rute ein,
ich will auch immer artig sein!“*

„Soso, das willst du, na dann werd ich dir noch mal glauben für dieses Mal!“ Damit bekam der Junge sein Geschenk und war entlassen.

Einer nach dem anderen wurde aufgerufen, manch einer musste ein Lied vorsingen oder ein Gedicht aufsagen und andere wieder kamen ganz ungeschoren davon. Dann wurde einer der großen Jungen aufgerufen und da wurde der Weihnachtsmann ganz ernst.

„Ich habe gehört, dass du gestohlen hast und gelogen. Das ist nicht recht und ich glaube kaum, dass du deinen Erziehern viel Freude gemacht hast. Was soll denn einmal aus dir werden, ein Dieb und Lügner?“ Betreten blickte der große Junge auf den Boden.

„Dafür hast du kein Geschenk verdient, sondern die Rute!“ Mit diesen Worten zückte der Weihnachtsmann seinen Besen und schlug zwei, dreimal nicht allzu heftig über das Hinterteil des Deliquenten. Oh wie der sich schämte! Dass die Schläge nicht weh getan haben konnten, das sah man, aber die Scham darüber musste wohl grenzenlos gewesen sein, hier vor allen den Hintern voll zu bekommen, und das, wo es doch ein Junge aus der großen Gruppe war! Als er dann aber versprach, sich zu bessern, bekam er doch noch sein Geschenk und durfte sich setzen. Alle schauten zu ihm hin, manch einer grinste hämisch und mir lief es kalt über den Rücken. In sekundenschnelle dachte ich an all meine kleinen Kindersünden, an die geklauten Schnüffelflaschen und die kleinen Notlügen, die man ab und zu benutzte, um aus kniffligen Situationen ungeschoren heraus zu kommen. Oh nein, hoffentlich kriege ich hier nicht vor allen die Hücke voll, bloß das nicht! Und da wurde ich auch schon aufgerufen. Meine Knie wurden butterweich und ich zitterte am ganzen Körper, kaum traute ich mich, den Weihnachtsmann anzuschauen.

„Na, du bist ja auch neu in diesem Jahr ins Heim gekommen. Gefällt es dir denn gut?“
Was sollte ich sagen? Vorsichtshalber nickte ich ein wenig mit dem Kopf, das konnte nicht schaden.

„Ich habe gehört, dass du so schön singen kannst, ob du mir ein kleines Lied vorsingen kannst?“ Oh je, ein Lied, auch das noch, und vor allen Kindern hier. Wenn mir bloß schnell etwas einfallen würde oder ich könnte im Boden versinken, aber ich will doch auch mein Geschenk haben! Hilfe suchend schaute ich zu Herrn Schramm, der nickte mir freundlich und aufmunternd zu und das half mir ein bisschen. Ja was schnell für ein Lied? Was hatten wir noch gerade in der Schule gelernt? Also dann mal los. Zu Boden blickend begann ich zögernd und leise zu singen:

„Oh Tannenbaum, oh Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter.“

Ich schaute noch mal zu Herrn Schramm, der schien zufrieden zu sein und so fasste ich mehr Mut und wurde lauter:

„Du grünst nicht nur zur Sommerzeit, nein auch im Winter, wenn es schneit,“

Alle hörten still und andächtig zu, und das gab mir mein altes Selbstvertrauen zurück. Immerhin hatte ich von klein auf schon vor vielen Leuten gesungen.

„Oh Tannebaum, oh Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!“

Noch eine Strophe? Eigentlich wollte ich nicht, da hört ich, wie Frau Müller die zweite Strophe begann, und so sang nicht nur ich mit, sondern alle, die anwesend waren.

*„Oh Tannenbaum, oh Tannenbaum, Du kannst mir sehr gefallen,
Wie oft hat schon zur Winterzeit, dein Tannengrün uns hoch erfreut,
oh Tannenbaum, oh Tannenbaum, du kannst mir sehr gefallen!“*

Na das ging ja nun doch prima, und ich schämte mich nicht mehr, wie ich da so vor allen stand und den Chor anführte.

*„Oh Tannenbaum, oh Tannenbaum, dein Kleid will mich was lehren.
Die Hoffnung und Beständigkeit, gibt Trost und Kraft, zu jeder Zeit,
oh Tannenbaum, oh Tannenbaum, dein Kleid will mich was lehren!“*

Geschafft. Ich strahlte den Weihnachtsmann übers ganze Gesicht an. Und der lachte zurück, lobte mich und meinen Gesang und überreichte mir mein Geschenk, das in blaues Papier eingewickelt war und auf dem mein Name stand. Oh war ich neugierig, schnell auf meinen Platz zurück, aber aufmachen konnte ich wie alle anderen Kinder noch nicht. Aber ich fühlte unter dem Geschenkpapier, dass es ein Buch war. Nur was für eins, das musste ich noch abwarten. Erst bekamen die restlichen Kinder alle ihre Päckchen, dann wurden noch unsere Erzieher aufgerufen und noch einmal gesungen. Und dann war es endlich soweit. Wir durften unsere Geschenke öffnen! Vorsichtig knüpfte ich das rote Schleifenband auf, manche Kinder konnten es nicht erwarten und rissen einfach das Papier auseinander. Dann endlich konnte ich sehen, was mein Geschenk war. Zwei wunderschöne, große Märchenbücher kamen zum Vorschein, die Gebrüder Grimm und eines mit gesammelten Märchen aus aller Welt! Oh wie schön, das war wieder Lesestoff für viele Stunden!

Mittlerweile hatten alle ihre Geschenke ausgepackt und man zeigte sich gegenseitig, was man bekommen hatte. Die Freude im Raum war groß und so war es schwierig für unsere Erzieher, wieder Ruhe in den Raum zu bringen. Die Küchenfrauen hatten große Schüsseln mit Kartoffelsalat bereit gestellt und für jeden zwei Wiener Würstchen heiß gemacht. Heute mussten wir nicht still am Tisch sitzen und warten, bis alle bereit waren. Jeder konnte sich einfach einen Teller nehmen, den füllen und bald saßen wir alle schwatzend und schmatzend im Speisesaal und futterten unser Weihnachtsessen. Manch einer hatte

es nicht abwarten können und schon vorher Schokolade und Äpfel verputzt, da freuten sich die ewig hungrigen großen Jungen auf die übrig gebliebenen Würstchen! Später wurde der Plattenspieler im Gruppenraum der Großen aufgestellt, heiße Schlagermelodien dröhnten durch den Raum und es wurde getanzt. Chris Doerk und Frank Schöbel, Andreas Holm und einige andere Schlagersänger gaben so die perfekte Begleitung zum Tanzen auf unserer Weihnachtsfeier. So richtig schön war das, niemand stänkerte an diesem Abend und es gab keinen Streit, so friedlich ging es selten bei uns zu. Die Großen lästerten einmal nicht über die ungelungenen Tanzschritte von uns Kleinen und sogar die Küchenfrauen legten einen flotten Beat aufs Parkett. Erst gegen 22 Uhr mussten wir dann endlich ins Bett, und ausnahmsweise wurde heute nicht einmal das Zähne putzen überwacht.....

Die Fortsetzung meiner Geschichte gibt es im Buch. Noch schreibe ich daran, aber es geht voran :-)

Bei Interesse bitte einfach in den Mailverteiler eintragen, ich benachrichtige die dort Eingetragenen, sobald das Buch online und/oder in gedruckter Form als Buch verfügbar ist.

Autorin: Andrea B Copyright: Klabasterverlag www.kuchenraender.de
Text darf nur für den privaten Gebrauch herunter geladen und gespeichert werden.